# Deutschland in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Vierte Abtheilung:

Frankreich gegen Deutschland.

Fünf Bände.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

# Frankreich gegen Deutschland.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.



Zweiter Band.



Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

# Inhaltsverzeichniß.

## Zweites Buch:

## Der König ist todt! Es lebe der König!

## Zweites Buch.

# Der König ist todt! Es lebe der König!

## 10.

## Die Friedensbotschaft.

Friede mit Frankreich! Preußen hat Frieden mit Frankreich gemacht!

So tönte es nun durch alle Städte und durch alle Länder, so rief die Fama es aus auf allen Gassen und in alle Häuser hinein, so trug sie es auch hin nach dem preußischen Lager dort an der Grenze von Westfalen, nach diesem Lager, in welchem die Generäle und Officiere bis hinunter zum gemeinen Soldaten in trostloser Ungeduld jeden Tag des Rufes geharrt hatten, der sie wieder hinausführen sollte in das Feld.

Friede mit Frankreich! der Krieg ist zu Ende!

Ein Cabinetscourier des Königs war beim preußischen Obercommandeur, dem General von Möllendorf, eingetroffen, und in einem eigenhändigen Schreiben hatte der König dem General

aufgegeben, sofort die Armee auseinandergehen und die Truppen bis auf Weiteres in ihre verschiedenen Standquartiere zurückgehen zu lassen.

Dieser Cabinetscourier war in dem Hauptquartier eingetroffen, gerade während der commandirende General und die höheren Stabsofficiere bei einem Diner sich befanden, zu welchem der Prinz Louis Ferdinand, der jetzt zum Generalmajor avancirt war, die Herren eingeladen hatte.

Es war ein frohes, heiteres Fest, denn Prinz Louis Ferdinand hatte am vergangenen Tage Briefe von vertrauten Freunden aus Berlin empfangen, welche ihm gemeldet hatten, daß die Kriegspartei den Sieg erlangt habe und daß der König den Frieden mit Frankreich nicht unterzeichnen werde. Dieser Nachricht zu Ehren hatte Prinz Louis Ferdinand das Diner veranstaltet. Sie wollten es als ein herrliches Fest feiern, diese Kriegshoffnungen und das Knallen der Champagnerpfropfen sollte gewissermaßen die Introduction sein zu dem Donner der Kanonen, der nun bald wieder die Luft durchhallen sollte.

In der Mitte der Tafel saß Prinz Louis Ferdinand. Mit leuchtendem Angesicht, mit flammenden Augen und in begeisterter Rede

sprach er eben von den Segnungen des nahen Krieges, von der Nothwendigkeit, Rache zu nehmen an den übermüthigen Franzosen für alle die Niederlagen, für alle die Schmach und Demüthigung der letztvergangenen Jahre.

Es ist gut, daß wir das Alles erlitten haben! rief er. Um so größer wird unser Sieg sein, um so mehr sind wir gezwungen, Gut und Blut jetzt einzusetzen, diese übermüthigen Franzosen zu Paaren zu treiben und sie ihre Schuld büßen zu machen! Erhebt Eure Gläser, meine Freunde, und laßt uns anstoßen auf unsern Einzug in Paris! Denn wir müssen nach Paris! Wir müssen in Paris den übermüthigen Franzosen Gesetze vorschreiben! Laßt uns anklingen auf unsern Einzug in Paris!

Sie erhoben sich alle von ihren Sitzen, die jungen Officiere, sie stürzten alle zum Prinzen Louis Ferdinand hin mit den Gläsern, um mit ihm anzustoßen auf diese stolze Hoffnung. Siegeswonne und Kriegesmuth lachte aus ihren Augen, und nur einige greise Häupter wiegten sich zweifelnd und mochten nicht einstimmen in das Jubelgeschrei.

General von Möllendorf hatte sich während dieses Anklingens und dieses Jubels einen Mo=

ment von der Tafel erhoben und war auf den Ruf seines Adjutanten in das andere Zimmer eingetreten, um den Cabinetscourier des Königs zu empfangen. Hastig hatte er dann das Handschreiben des Königs erbrochen und seinen Inhalt gelesen.

„Friede mit Frankreich! Zurückziehen der Armee in die Standquartiere!" Eben wie er das zum dritten Male las, hallte es aus dem anstoßenden Saal zu ihm herein das Jubelgeschrei, und er hörte die Stimme des Prinzen Louis Ferdinand:

Krieg mit Frankreich! Krieg auf Leben und Tod! Klingt an die Gläser auf unsern Einzug in Paris!

General von Möllendorf zuckte die Achseln, und ein böses, spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen.

Enthusiast! Phantast! Ich bin froh, daß wir endlich den Frieden haben, und es ist nöthig, diesem brausenden Champagnerjubel des Prinzen einen Dämpfer aufzusetzen. Es soll sogleich geschehen.

Mit dem offenen Handschreiben des Königs in der Hand trat der alte General wieder in den Saal zurück.

Die Officiere hatten ihre Plätze wieder eingenommen, und Prinz Louis Ferdinand war wieder auf seinen Stuhl zurückgesunken und sprach laut und begeistert noch immer von dem nahen Feldzuge und von den Lorbeeren, welche nun wieder für sie Alle erblühen sollten in dem beginnenden Kriege.

Da legte sich die Hand des alten commandirenden Generals auf seine Schulter, und das blasse, runzelige Gesicht des alten Feldherrn neigte sich dicht zu dem glühenden Antlitz des jungen Prinzen hin.

Königliche Hoheit, ich bitte, lassen Sie diesen Siegesjubel verstummen. Ich habe eben einen Cabinetscourier aus Berlin erhalten.

Der Prinz sprang auf. Einen Cabinetscourier aus Berlin? Sie sagen das so seltsam, Excellenz! Was für Nachrichten bringt er?

Nachrichten, die kein Geheimniß mehr sein sollen, sagte der General leiser. Lesen Sie, Prinz! Sie sind der Erste, welcher die Nachrichten erhalten soll.

Er reichte dem Prinzen das Handschreiben des Königs dar.

Eine athemlose Stille trat ein. Das Jubeln und Schreien, das Gläserklingen, das Lachen

und Plaudern verstummte auf einmal, und alle diese glühend erhitzten Gesichter und diese flammenden Augen wandten sich dem Prinzen und dem General zu, welche da in der Mitte des Saales neben einander standen.

Auf einmal tönte ein Schrei von den Lippen des Prinzen, ein lauter Schrei der Wuth und des Entsetzens.

Es ist nicht möglich, Excellenz, es kann nicht sein!

Sie sehen wohl, königliche Hoheit, daß es ist. Das ist des Königs eigene Handschrift!

Des Königs eigene Handschrift! Und er schreibt Ihnen, daß er mit dieser selben Hand, womit er Ihnen das geschrieben, den Tractat unterzeichnet hat, welcher den Frieden mit Frankreich ausspricht!? Es ist nicht möglich, sage ich, nicht möglich!

Ein Gemurmel des Entsetzens umlief die ganze Tafel. Alle erhoben sich von ihren Sitzen, und die Stabsofficiere eilten, ohne gerufen zu sein, zu dem General und dem Prinzen hin.

Excellenz, ist es wahr? Friede mit Frankreich?

Ja, es ist wahr! rief Prinz Louis Ferdinand zähneknirschend, mit wuthblitzenden Augen auf das Papier hindeutend. Da steht es geschrieben, der

König macht Frieden mit Frankreich, das heißt: der König von Preußen macht Krieg mit ganz Europa, Krieg mit der Ehre seines Landes, Krieg mit seinem Volke! Denn es ist unmöglich, sein Volk kann in diesen Frieden nicht willigen, es kann diese Entehrung nicht über sich ergehen lassen!

Königliche Hoheit, ermahnte der General, ich bitte, bedenken Sie, wo wir sind!

Ich bedenke es! Wir sind hier inmitten der Vertreter Preußens, inmitten der Anführer einer Armee, welche gekommen ist, die Ehre Preußens zu wahren und für Niederlagen und Demüthigungen Rache zu nehmen. Nein, es kann nicht sein! Wir können diesen Frieden mit Frankreich nicht annehmen! Wir können nicht unser Haupt in den Staub beugen und uns von den Republikanern, den Königsmördern, besiegt erklären! Excellenz, Sie selber können das nicht zugeben! Als vor drei Jahren diese preußische Armee auszog gegen Frankreich, da hat Ihr Vorgänger, der Herzog von Braunschweig, in seinem Manifest an die Franzosen es als eine heilige Pflicht erklärt, die wir übernehmen im Angesicht von ganz Europa, als eine heilige Pflicht, die alten Zustände in Frankreich wieder herzustellen,

den Thron wieder aufzurichten, die in den Staub getretene, blutbefleckte Königskrone wieder zu erheben und im Namen aller Monarchen Rache zu nehmen an den Republikanern, das heißt: den Blutschändern! Sie, der Nachfolger des Herzogs von Braunschweig, sind gehalten und gebunden an das, was Ihr Vorgänger gesagt. Sie können diesen Frieden nicht annehmen!

Königliche Hoheit, erwiderte der alte General ruhig und fest, in Preußen ist der König der oberste Kriegsherr, und was er sagt, das geschieht. Und dem haben wir uns Alle zu unterwerfen, und müssen gehorsam, wie es Soldaten geziemt, unserem obersten Kriegsherrn uns neigen und beugen. Zudem, meine Herren, zeugt dieser Friedensschluß von der Weisheit des königlichen Herrn. Denn wir müssen es ja leider Alle bekennen, und wir haben in dem Feldzug des vergangenen Jahres unsere traurigen Erfahrungen darüber gemacht: die Franzosen sind uns überlegen, sie haben uns Siege auf Siege abgewonnen, und ich fürchte, daß ein neu beginnender Krieg uns wieder nur neue Niederlagen gebracht hätte.

Das Antlitz des Prinzen glühte auf in Zorn. Excellenz, schrie er bebend vor Wuth, wie können

Sie nur so uns Alle beschämen und die Röthe der Scham auf unsere Wangen treiben! Es sind noch keine vierzig Jahre her, als Preußen sieben Jahre lang kämpfte gegen halb Europa, einen Kampf, den es muthig bestand, und Sie wollen uns jetzt sagen, daß wir schwach sind, da wir doch weit mächtiger an Land sind, wie es damals Friedrich war. Er stand allein, ohne Hülfsquellen, ohne Bundesgenossen. Wir haben England, welches uns Geld bezahlt, wir haben Oesterreich, welches für die Verpflegung eines Theils unserer Armee sorgt. Und nun, nach einem dreijährigen Kriege, in welchem zusammen lange nicht so viel Preußen vor dem Feinde gefallen sind, wie bei Kunnersdorf und Planian in zwei Tagen, nun will Preußen sich für insolvent erklären im Angesicht seiner Reichsmitstände, seiner Bundesgenossen, nicht achtend des blutigen Schattens Ludwig's des Sechzehnten und seines unglücklichen Geschlechts, nicht achtend der Menschheit, des Vaterlandes und der Nachwelt, will Preußen der Uebernahme der geschworenen, der natürlichen Pflichten sich entziehen! O welch ein Augenblick! Er tödtet mich, er bringt mich von Sinnen!

Und der Prinz, außer sich, die herkulische

Gestalt erbebend wie im Fieberfrost, schlug seine Hände vor sein Angesicht, und ein Aechzen und Stöhnen drang aus seiner keuchenden Brust hervor. Bleich vor Entsetzen, stumm, athemlos standen die Officiere rings umher.

Königliche Hoheit, sagte der General mit leiser, zitternder Stimme, es wäre meine Pflicht, Sie als einen Hochverräther zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen; aber ich bedenke, daß Sie in Aufregung, Ihrer Sinne nicht mächtig, sprechen. Meine Herren! ich erwarte, daß Keiner von Ihnen ein Gedächtniß für diesen Moment hat, sondern daß Jeder von Ihnen wird eingedenk sein, daß wir dem König Gehorsam schuldig sind, also dem Befehl unseres obersten Kriegsherrn uns zu unterwerfen haben!

Ein Gemurmel ging durch den Saal. Man wußte nicht, ob es Zustimmung bedeutete oder Mißbilligung für den Befehl des Königs.

Prinz Louis Ferdinand ließ seine Hände von seinem Antlitz niedergleiten, und seine großen, flammenden Augen blickten durch den Saal.

Ihr seid die Anführer unserer Truppen, sagte er, die Anführer der preußischen Armee! An Euch wende ich mich, meine Freunde, meine Standesgenossen. Nicht wahr, Ihr Alle seid

meiner Meinung: es ist unmöglich, die Armee kann diesen Friedensschluß nicht annehmen? Ihr werdet hinausgehen zu Euern Soldaten, Ihr werdet ihnen die Trauerkunde melden, die wir eben empfangen, Ihr werdet ihnen sagen: daß es der Ehre Preußens, der Ehre unseres Vaterlandes widerspricht, den Frieden anzunehmen. Unsere Soldaten sind tapfere Söhne unseres Vaterlandes, sie sehnen sich gleich uns, dem Feinde entgegentreten zu können, sie sehnen sich nach Blut und Kampf, nach Sieg und Lorbeeren. Sagt ihnen: sie sollen sich weigern, den Frieden anzunehmen. Sagt ihnen: daß ich bereit bin, mich an ihre Spitze zu stellen und im Namen Deutschlands und Preußens sie anzuführen gegen die Franzosen, und —

Um Gottes willen, still! unterbrach ihn der General von Möllendorf mit lauter, heftiger Stimme. Wir sind hier Ihre Gäste, und es ist ein Glück für Sie und uns Alle, daß es so ist, daß wir uns hier nur in Privatgesprächen zusammen befinden und daß ich als General nicht nöthig habe, Notiz von Ihren Worten zu nehmen. Bedenken Sie sich eines Bessern, königliche Hoheit, und nehmen Sie Raison an. Ich bitte um Verzeihung, daß ich die Tafel aufheben muß,

denn der Dienst ruft mich. Ich muß die nöthigen Ordres ergehen lassen an die verschiedenen Abtheilungen unserer Truppen.

Der Prinz faßte heftig seinen Arm. Excellenz, das ist nicht möglich! Sie können nicht so sprechen.

Königliche Hoheit, ich spreche so, und ich spreche im Namen des Königs!

Der alte General machte sich hastig vom Prinzen los und schritt, gefolgt von seinen Adjutanten und höheren Stabsofficieren, die er mit einem Wink seiner Hand zu sich beschieden, aus dem Saal hinaus.

Und Ihr, meine Freunde, rief der Prinz, sich an die im Saal zurückgebliebenen Officiere wendend, Ihr sagt kein Wort? Ihr schweigt? Ihr wollt das Ungeheure geschehen lassen? Ihr wollt die Schmach auf unseren Schwertern rosten lassen, ohne sie abzuwaschen mit französischem Blut?

Die jungen Officiere umringten ihn. Königliche Hoheit, haben Sie Erbarmen mit uns und mit sich selber! Wir müssen ja gehorchen! wir müssen den Befehlen unseres Königs uns fügen!

Der König! der König! rief der Prinz, un-

willig und zornig wie ein Löwe sein Haupt schüttelnd. Redet mir nicht vom König! Ich sage Euch, ich bin bereit, mich an Eure Spitze zu stellen! Der König! Laßt ihm das Scepter in der Hand und laßt mir das Schwert! Ich führe Euch zum Siege! Ich! —

Still! Still! riefen die Vertrautesten seiner Freunde, indem sie sich dicht an ihn drängten. Bedenken Sie doch, königliche Hoheit, daß es unter uns Verräther geben kann! Bedenken Sie, daß man Sie bewacht, daß man dem König gesagt hat: Sie wären ein Verschwörer.

Ich bin kein Verschwörer! rief der Prinz flammenden Auges. Sie haben gesagt, ich wäre das Mitglied einer geheimen Gesellschaft. Nein, das bin ich nicht! Aber wenn die Gegenwart jetzt trübe ist und dunkel, und wenn Ihr mich zwingen wollt, mein Haupt gleich Euch in den Staub zu beugen, so kenne ich doch das Wort der Zukunft und ich lese das Wort in dieser schmachvollen Vergangenheit. Dieses Wort der Zukunft heißt: Rache für diese Stunde, Strafe für Preußen, das sich demüthigt, bevor es dazu gezwungen ist, Strafe für dieses unglückselige Volk, das büßen muß für das, was sein König

gethan! Ihr meint, es sei genug an der Demüthigung dieser Stunde, Ihr meint, daß diese Thränen, die in meinen Augen brennen, trocknen werden? Nein, sie werden niederfallen auf die Saat der Zukunft, und aus dieser Saat wird Krieg und Tod und Blut und Niederlage für Preußen hervorgehen! Glaubt mir das, und darum weine ich. Nicht, weil ich selber jetzt gedemüthigt und in den Staub getreten werde, ich weine um mein Vaterland, um die Zukunft Preußens. Und nun, wenn Ihr wollt, so gehet hin und sagt es den Spionen und Laurern, daß ein königlich preußischer Prinz gegen den König sich empört hat und daß die blutigen Thränen in seinen Augen stehen wegen dessen, was jetzt geschieht. Ich werde mich freilich unterordnen und beugen müssen, und es kann auch sein, daß es in der nächsten Zukunft aussieht, als ob die klugen Friedensstifter recht hätten; aber dann wird eine Zeit kommen, wo sie ihre Hände verzweifelnd zu Gott emporheben und erkennen werden ihre Schuld und Sünde. Möge Gott in seiner Gnade geben, daß ich dann noch lebe, daß die Wuth und der Schmerz mich nicht getödtet hat, und daß ich dann da bin, um mein Schwert zu erheben und Rache zu fordern

von Frankreich! Rache für die Thränen, die jetzt in meinen Augen und in Euer aller Herzen stehen!*) Und nun gehet und lasset mich allein!

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Varnhagen von Ense, Theil I. Seite 68.

## 2.
## Der kranke König.

---

Der Kanonendonner war verstummt. Der Friede von Basel hatte Deutschland, oder vielmehr Preußen seine Ruhe wiedergegeben. Die Regimenter waren in ihre Cantonnirungen zurückgekehrt, die Schwerter in die Scheide gesteckt, und nach jahrelangem Kriege ruhte man aus, Aber nicht auf Lorbeeren, nicht zurückblickend auf Siege und Eroberungen. Man hatte den Frieden, aber indem man davon sprach, senkte man doch seine beschämten Augen nieder, und man freute sich des Friedens nicht.

Auch König Friedrich Wilhelm hatte keine Freude von diesem Friedensschlusse von Basel, keine Freude in seinem einsamen, großen Marmorpalais bei Potsdam. Seit Wilhelmine Rietz

ihn verlassen, schien auch der Frohsinn und die Freude ihn verlassen zu haben. Er war krank, und die Aerzte, die in seiner Gegenwart immer hoffnungsreich und ohne alle Beängstigung zu sein schienen, machten, wenn sie die Gemächer des Königs verlassen hatten, gar bedenkliche Gesichter und flüsterten achselzuckend untereinander und zu ihren Vertrauten von gefährlichen Krankheitssymptomen, die auf Brustwassersucht hindeuteten.

Der König freilich wußte nichts davon. Aber er litt, er fühlte namenlose Beängstigung, er schwankte ruhelos die halben Nächte in seinen Gemächern auf und nieder, keuchend nach Athem, ringend mit den Schmerzen, die ihm die Brust beklemmten. Dann am Tage saß er stundenlang schweigend, unbeweglich und starrte vor sich hin, und hörte nicht auf das, was seine Gesellschafter und Hofleute zu ihm sprachen, indem sie sich vergeblich bemühten, den kranken König zu erheitern. Zu anderen Stunden wieder begehrte er nach Unterhaltung, und schien Ergötzen zu finden an den heiteren Späßen seiner Gesellschafter, und ließ sich den Minister von Haugwitz kommen, um mit ihm von Politik zu reden,

oder den Herrn von Bischofswerder, um von den unsichtbaren Vätern sich Kunde geben zu lassen.

Aber Bischofswerder und Wöllner waren in letzterer Zeit ziemlich kleinlaut geworden, denn aus Italien war die Kunde gekommen, daß Cagliostro, der Großkophta, in Rom auf Befehl des Papstes verhaftet und in die Engelsburg abgeführt worden sei. Sie hatten dies dem König lange verhehlen wollen, die Herren Rosenkreuzer. Sie hatten sorgsam jede Zeitung überwacht und sich bemüht, die schlimme Kunde nicht zu dem König gelangen zu lassen. Aber was man ihm in den Zeitungen hatte verbergen können, das hatte er dennoch durch Wilhelmine Rietz erfahren. Sie war es gewesen, welche dem König geschrieben, daß Cagliostro verhaftet worden und daß die schöne Lorenza in ein Kloster der Büßerinnen abgeführt worden sei.

Da hatte der kranke König Bischofswerder und Wöllner rufen lassen, und mit flammenden Augen und fast mit einem höhnischen Ausdruck hatte er ihnen diese Nachricht mitgetheilt und hatte sie gefragt, ob der Großkophta wirklich nichts weiter sei, als ein sündiges Menschenkind, und ob sie noch an die Allgewalt und Macht der unsichtbaren Väter glaubten?

Sie hatten es ihm freilich versichert, daß diese Geschichte von der Verhaftung des Groß-kophta nur eine Verleumdung, ein Märchen sei, welches die Feinde Cagliostro's verbreitet hätten. Aber der König hatte die Achseln gezuckt und vor sich hingemurmelt: er werde schon Sorge tragen, Weiteres von dieser Sache zu erfahren. Er hatte auch die lebensstärkenden Tropfen, welche Bischofswerder ihm als ein Geschenk der unsichtbaren Väter anbieten wollte, mit Heftigkeit zurückgewiesen und die Quacksalber, von denen Wöllner gesagt, daß sie dem König Gesundheit und Lebenskraft wiedergeben würden, waren nicht vorgelassen worden, ja, sogar Bischofswerder, sonst der größte Liebling des Königs, besonders seit Wilhelmine nicht zugegen war, Bischofs-werder sogar war in den letzten Tagen von dem König nicht empfangen worden, und Wöllner hatte die Ordre bekommen, zu warten, bis Seine Majestät ihn rufen ließe.

Und da saß nun Friedrich Wilhelm heute in seinem weiten prunkvollen Cabinet im Marmor-palais allein und überließ sich seinen Gedanken. Sie schienen nicht heiterer Natur zu sein, denn der König seufzte oft schwer auf und es drang wie ein qualvolles Stöhnen aus seiner

Brust. Manch' trübes Bild trat aus der Vergangenheit vielleicht vor das Auge seiner Seele, und manche vorwurfsvolle Stimme flüsterte in der Tiefe seines Herzens. Frauen, die er geliebt und dann verlassen hatte, schauten ihn an mit thränenden Augen und mit wehmuthzitternder Miene. Männer, denen er getraut und auf die er gehofft hatte, sah er vor sich mit dem entlarvten Verrätherangesicht und mit boshaftem Lächeln. Und er sagte erschauernd in sich selber: Es giebt auf Erden keine Treue und keine Zuversicht, treulos ist jeder Mensch! Ach, ich war es selber so oft, und ich kann den Anderen keine Vorwürfe daraus machen, daß sie sind, wie ich es selber war. Nein, es giebt keine Treue, und doch — Ja, sie war treu und sie ist treu. Ach, Wilhelmine, warum bist Du nicht bei mir? Da sitze ich nun, ein König, ein armer, verlassener Mann!

Aber es graute ihm, wie er das sagte, und erschauernd zog er die seidene Decke höher hinauf über seine Schultern, griff mit zitternder Hand nach der Klingel und schellte so heftig, daß die Lakaien aus dem Vorzimmer angstvoll herbeistürzten.

Ich will nicht allein sein! Man soll den Minister von Haugwitz rufen!

Majestät, der Minister Excellenz wartet schon lange im Vorzimmer auf die Befehle Eurer Majestät.

Soll eintreten! Soll eintreten!

Und als jetzt die zierliche Gestalt im goldgestickten Gewand, die Brust mit Orden behängt, in das düstere Cabinet des Königs eintrat, da flog es wie ein Lächeln über sein Gesicht hin und er nickte lebhaft ihm zu.

Lieber Haugwitz, bringen Sie Briefe?

Ja, Majestät, zu Befehl. Ein Courier aus Italien ist eingetroffen und hat für Eure Majestät Briefe überbracht.

Von Wilhelminen?

Ja, Majestät. Von der Frau Gräfin Lichtenau.

Der König lächelte. Es klingt doch sehr gut: Gräfin Lichtenau! Mir scheint, das ist ein hübscher Titel, und ich freue mich darauf, die Gräfin zu begrüßen und ihr den Titel zu geben und zu sehen, wie das Hofgesinde sich vor der neuen Gräfin bis zur Erde niederbeugt. Was sagen denn die Berliner dazu, daß wir aus der Wilhelmine Rietz eine Gräfin gemacht haben?

Majestät, sie finden das ganz natürlich! erwiderte der Minister. Jedermann sagt, daß die langjährige treue und ergebene Freundin des Königs eine solche Auszeichnung wohl verdient habe.

Jedermann? wiederholte der König. Auch mein Sohn, der Herr Kronprinz?

Haugwitz schwieg und senkte verlegen die Blicke nieder.

Der König wendete langsam das Auge zu ihm hin. Haben Sie nicht gehört, Haugwitz? Ist auch mein Sohn mit der Rangerhöhung meiner guten Wilhelmine einverstanden?

Haugwitz zuckte die Achseln. Majestät wissen wohl, Seine Königliche Hoheit haben nie zu den besonderen Freunden der Madame Rietz gehört, und es ängstigt den Kronprinzen vielleicht die Möglichkeit, daß, wenn die Gräfin aus Italien heimkehrt, sie beanspruchen dürfte, bei Hofe empfangen zu werden.

Sie soll bei Hofe empfangen werden! rief der König heftig. Ja, ich will, daß diese hochmüthigen Menschen die Gräfin als ihres Gleichen empfangen! Ich will es, und wir wollen doch sehen, ob mein Herr Sohn —

Er schwieg und lehnte erschöpft und keuchend das Haupt zurück in die Kissen.

Eure Majestät sollten sich schonen, flüsterte Haugwitz. Die Aerzte haben befohlen, daß Eure Majestät sich vollständig ruhig verhalten müssen.

Ruhig! stöhnte der König, ruhig, wenn der Athem schwindet und es wie ein Dolch in meinem Herzen bohrt. Ruhig! wenn man mich kränkt und ärgert, und wenn Niemand da ist, der es versteht, mich aufzuheitern.

Haugwitz nahm diese Mißbilligung seiner selbst mit ergebener Unterwürfigkeit hin und neigte demüthig sein Haupt.

Wollen Eure Majestät nicht die Briefe durchlesen von der Frau Gräfin Lichtenau aus Neapel?

Ja, geben Sie, geben Sie her! sagte der König, indem er seine zitternde Hand ausstreckte nach den Briefen, die Haugwitz ihm darreichte. Oeffnen Sie und entfalten Sie mir die Papiere.

Ich wagte nicht, es zu thun, ohne gnädige Erlaubniß.

Haugwitz öffnete das Siegel und zog die eng beschriebenen Papiere hervor und reichte sie dem König dar. Man sah, wie er sich gewaltsam

zusammenraffte, wie er die Augen weiter öffnete, um die Schriftzüge zu entziffern.

Aber dann, mit einem Wehelaut, ließ er die Hand mit den Papieren niedersinken und warf das Haupt wieder zurück in den Fauteuil.

Es geht nicht, die Buchstaben tanzen durcheinander wie Kobolde und hämische Geister. Lesen Sie mir vor, Haugwitz!

Majestät wollen mich dieses hohen Vertrauens würdigen?

Sie gehören ja zu den Vertrauten Wilhelminens und wissen Alles, was geschehen ist. Lesen! lesen!

Der König schloß ächzend die Augen, und der Athem ging pfeifend aus seinen halbgeöffneten Lippen hervor.

Haugwitz nahm die Papiere, und sich dicht neben dem König auf das Tabouret niedersetzend, begann er mit halblauter Stimme zu lesen. Es war die Fortsetzung des Tagebuches, welches Wilhelmine, oder vielmehr die Gräfin Lichtenau, auf ihrer ganzen Reise täglich führte und das sie alle vierzehn Tage dem König übersandte. Alles, was sie erlebt, alle Bekanntschaften, die sie gemacht, Alles, was sie gesehen, ja, alle Huldigungen, welche man ihr dargebracht, selbst

die leidenschaftlichen Geständnisse ihrer Anbeter und Liebhaber, berichtete Wilhelmine in diesem Tagebuche ihrem königlichen Freunde. Rückhaltslos, wie zu sich selber, sprach sie darin von ihrem eigenen Empfinden und von Allem, was sie erlebt. Diese ungenirte Aufrichtigkeit, diese ehrliche und kecke Sprache ihrer Bekenntnisse war gerade für den König von einem unaussprechlichen Zauber und zeigte ihm, wie sehr Wilhelmine ihn hoch schätzte und ehrte, da sie ihn nicht blos als ihren Freund, sondern auch als ihren Beichtiger betrachtete.

Ihre Reise nach Italien war aber auch gewissermaßen ein fortgesetzter Triumph gewesen. Mit glänzendem Aufwand, wie es ihr der König geboten und wie es ihr die reichen Mittel, die er ihr dazu ausgesetzt, erlaubten, hatte sie die Reise durch Deutschland und durch Italien gemacht. Ueberall hatten sich die Fürsten und die hohe Aristokratie bemüht, der Freundin des Königs ihre Huldigungen darzubringen. Ein Schwarm von Anbetern, Verehrern und Liebhabern war der Madame Rietz von Mailand nach Florenz, von Florenz nach Rom gefolgt. Künstler hatten sich in eifriger Beflissenheit dort in der Stadt der Künste um sie gedrängt, und

Madame Rietz war für sie eine Mäcenin gewesen, aus deren kleinen schönen Händen sich der goldene Regen über die oft schwer bedrängten Künstler ergoß. Gemälde und Statuen, schöne geschnittene Steine und herrliche Mosaiken hatte sie für sich selbst und im Namen des Königs gekauft, und ganz Rom hallte wieder von dem Ruhm der deutschen Dame, welche mit so außerordentlichem Geschmack und so großer Kenntniß die Kunstwerke zu beurtheilen und zu erkennen vermochte. Von Rom war Wilhelmine Rietz dann nach Neapel gegangen, und dahin war ihr ein neugewonnener Freund aus Rom, der gelehrte, berühmte Archäolog Hirt gefolgt, um ihr bei ihren Einkäufen auf ihren Wunsch zur Seite zu stehen und ihr Rath zu geben in Sachen der Kunst.

Aus Neapel hatte Wilhelmine Rietz in ihrem vorletzten Briefe dem König gemeldet, daß ihr hier zum ersten Male Unannehmlichkeiten auf ihrer Reise begegnet seien. Zwar hatte die ganze Künstlerwelt von Neapel sich huldigend vor ihr gebeugt, zwar hatten Herzöge und Fürsten sie aufgesucht und ihr in Folge der Empfehlungsbriefe, welche sie von der Fürstin Borghese und anderen fürstlichen Personen aus Rom mitge-

bracht, glänzende Feste gegeben, aber der königliche Hof war der Madame Wilhelmine Rietz verschlossen gewesen. Die stolze Tochter der Maria Theresia hatte öffentlich in einer Hofgesellschaft erklärt, daß sie, so leid es ihr thue, eine Dame ohne Titel und Rang nicht an ihrem Hofe empfangen könne.

Wilhelmine Rietz hatte das dem König ohne alle weitere Bemerkung nur so als eine Notiz aus ihrem Tagebuche gemeldet, aber es war zu gleicher Zeit von einem der glühendsten Anbeter der Madame Rietz, von dem Lord Spencer, ein Brief an den Baron von Hardenberg gekommen, in welchem der Lord den Baron aufforderte, doch den König dahin zu bringen, daß er diese unnatürliche und unangenehme Stellung der königlichen Freundin beende und ihr durch einen kühnen Machtspruch die Pforten des Palazzo Reale in Neapel öffne.

Baron von Hardenberg hatte sich mit diesem Briefe nach dem Marmorpalais begeben, um dem König davon Mittheilung zn machen. Und am andern Tage schon ward der Bruder der Madame Rietz, der königliche Stallmeister Enke, als Courier nach Neapel gesandt, um der Freun-

din des Königs das Diplom als Gräfin Lichtenau zu überbringen.

Es war ein herrliches und stolzes Diplom, und in demselben empfing die Tochter des Trompeters Enke vier Ahnen von väterlicher und von mütterlicher Seite, zugleich Ebenbürtigkeit mit allen anderen gräflichen Familien und Stiftsfähigkeit. Auch ein schönes Wappen war dem Diplom beigefügt worden, ein Wappen, in welchem der preußische Adler und die königliche Krone angebracht waren.*) Diesem seltsamen und schönen Diplom war noch ein anderes wichtiges Actenstück beigefügt worden. Die Scheidungsacte der Frau Gräfin Lichtenau von ihrem früheren Manne, dem Geheimkämmerer Rietz.

Der Stallmeister Enke war dann auf Befehl des Königs sofort wieder von Neapel abgefahren, um Friedrich Wilhelm zu schildern, mit welcher Freude dieses königliche Geschenk von seiner Schwester empfangen worden. Und als er dem König erzählte, daß Wilhelmine Rietz, als sie den Brief ihres königlichen Freundes empfangen und gelesen, ohnmächtig zur Erde niedergesunken, und daß sie dann laut geweint

*) Friedrich Förster's Neueste Geschichte von Preußen. Band I.

habe vor Entzücken und Dankbarkeit, da hatten sich auch die Augen des Königs mit Thränen gefüllt, und er hatte auf einen Moment seine Schmerzen und seine Krankheit vergessen, um sich in der Ferne selbst mit seiner Freundin zu freuen.

Aber in dem Briefe, welchen der Minister Haugwitz jetzt dem König vorlas, schilderte Wilhelmine, wie sich, gleich einem Zauberschlag, nun Alles um sie her geändert habe.

Der König Ferdinand von Neapel selber hatte der Gräfin Lichtenau die Aufmerksamkeit erzeigt, ihr seinen Besuch abzustatten, und die Königin Karoline hatte die Gräfin von Lichtenau schon zweimal im vertrauten Cirkel ihrer Freundinnen empfangen und sie zu den berühmten petits soupers in ihrem Privatcabinet eingeladen. Wilhelmine berichtete dem König in ihrer pikanten, lebensfrischen Weise von diesen geheimnißvollen Soupers, und erzählte ihm mit glühenden Farben von der wunderbaren Schönheit der Lady Hamilton, der berühmten oder berüchtigten Freundin Nelson's. Und dann erzählte sie weiter von den vielen Aufmerksamkeiten und Huldigungen, welche man ihr in Neapel erwies. In ihrer rückhaltslosen Offenheit ging sie sogar

so weit, dem König einige der leidenschaftlichen Briefe ihrer Anbeter, deren sie täglich viele empfing, beizulegen. Es amüsirte den König, diese glühenden Briefe zu lesen, in welchen die reichsten, die vornehmsten und schönsten Cavaliere seiner Freundin ewige Liebe, ewige Treue und Anbetung versicherten und sie mit den leidenschaftlichsten Worten beschworen, ihre Liebe und ihre Hand anzunehmen. Er ließ sich diese Briefe von Haugwitz vorlesen, und es war seltsam zu hören, wie der Minister mit seiner näselnden Stimme und seinem süßlichen Lächeln diese leidenschaftlichen Briefe vorlas, welche der Chevalier de Saxe, der Sohn des sächsischen Prinzen Xaver, an Wilhelmine geschrieben; seltsam zu hören auch, wie der König ihn zuweilen mit einem lauten Lachen unterbrach und dann wieder ächzend und stöhnend in die Kissen zurücksank.

Zuletzt konnte der König es nicht mehr ertragen; er wehrte mit einem Wink der Hand die Fortsetzung der Lectüre ab und schloß seufzend die Augen. Haugwitz legte leise die Papiere auf den Tisch hin und sah ängstlich auf den König. Wie eingefallen trotz seiner Stärke die Wangen waren, welche schwarze Ringe unter den Augen, und wie der Schweiß in schweren

Tropfen ihm über die gelbliche Stirn hinfloß. Wo war das Lächeln geblieben, das sonst um seine weichen Lippen spielte? wo der Ausdruck der Freude in diesem erschlafften, kranken Gesicht?

Der Minister wagte nicht sich zu rühren, und doch war es ihm so ängstlich zu Muthe, als der König, stöhnend in sich zusammengesunken, wie ein Sterbender dalag. Auf einmal schlug Friedrich Wilhelm die Augen wieder auf und nickte freundlich, als er dem ängstlichen Blick des Ministers begegnete.

Jetzt ist es wieder vorüber, es war nur ein Krampf; aber ich fürchte immer, daß ich einmal in diesem Krampf ersticke, und daß ich sterbe, ehe ich Wilhelmine wiedersehe.

Oh, Majestät, welch entsetzliche Gedanken! Eure Majestät sind ja gar nicht gefährlich erkrankt; die Aerzte sagen, es wird in einigen Tagen Alles wieder gut sein, wenn Eure Majestät nur erst nach Pyrmont gegangen wären.

Ja, wenn ich dahin käme, sagte der König; aber ich fürchte, ich komme nicht mehr so weit, und dann werde ich da noch einsamer sein wie hier. Es fehlt mir an jeglicher Pflege.

Es ward eben leise an die Thür geklopft und der Geheimkämmerer Rietz schlüpfte herein,

schlich auf seinen Zehen zum König heran und neigte sich über seinen Lehnsessel.

Friedrich Wilhelm nickte ihm zu. Bist da, mein Getreuer?

Ja, Majestät, und ich wollte, ich dürfte immer hier sein.

Der König schüttelte langsam das Haupt. Nein! Ich weiß, Du hast mich lieb und es thut Dir weh, wenn Du mich leiden siehst. Ich kann es nicht ertragen, Dein keckes Gesicht traurig zu sehen. Was bringst Du mir?

Majestät, ich habe unterthänigst anzufragen: ob Eure Majestät die Königin empfangen wollen? Sie bittet sehr, daß es ihr vergönnt sein möchte, den königlichen Gemahl zu pflegen.

Der König schüttelte heftig das Haupt. Nein! nein! Sie soll nicht kommen! Ich habe mich nicht um sie bekümmert in den schönen und glücklichen Tagen! Will nicht, daß sie nun Kohlen auf mein Haupt sammle und in den Unglückstagen mir zur Seite stehe! Ich will die Königin nicht sehen!

Majestät, ich bitte um Vergebung, es wird die Königin schmerzen, wenn ich ihr das sage.

Gut, gut! sagte der König. So melde ihr, daß ich krank bin, daß ich Niemand sehen mag,

es rege mich auf. Ich lasse bitten, daß sie morgen wiederkommt. Hörst Du? morgen. Gehe und sage ihr das. Nein, nicht heute, nicht heute!

Rietz schlich auf den Zehen wieder hinaus und der König sank wieder in den Lehnsessel zurück.

Es wird Ihre Majestät indeß sehr schmerzen, sagte Haugwitz leise. Die Königin liebt wie alle Welt Eure Majestät innig und leidenschaftlich, und —

Sprechen Sie mir nicht mehr davon, unterbrach ihn der König. Ich weiß wohl, was ich von dieser Liebe zu halten habe, und ich muß es sagen, Haugwitz: ich habe es auch nicht verdient um die Königin, daß sie mich liebt. Es giebt nur eine Person, deren Liebe ich verdient habe, obwohl ich auch an ihr manches Unrecht begangen. Diese eine Person ist Wilhelmine. Sie haben ihr doch gemeldet, Haugwitz, daß ich krank bin, sehr krank?

Sire! Ich konnte der Gräfin Lichtenau nicht melden, was am Ende unbegründet ist. Ich habe ihr nur geschrieben, daß Eure Majestät nicht wohl und nicht im Stande wären, ihr eigenhändig zu schreiben, und Sie es mir daher über=

tragen hätten. Indessen würden Eure Majestät bald wieder hergestellt sein.

Sie hätten das nicht schreiben sollen, Haugwitz, sagte der König kopfschüttelnd. Es wäre mir lieber, Sie hätten ihr geschrieben, daß ich sehr krank sei, vielleicht daß dann ihre Liebe erwacht wäre und daß sie —

Er unterdrückte das Wort, welches er sprechen wollte, und fragte dann nach einer Pause: Diese Briefe hier sind noch keine Antwort auf Ihren Brief an Wilhelmine?

Nein, Majestät. Keine Antwort. Es sind, wie Eure Majestät sehen, erst die letzten Tagebuchblätter. Die Antwort auf mein Schreiben im Namen Eurer Majestät kann erst, so viel ich rechne, morgen oder übermorgen hier sein.

Morgen oder übermorgen! seufzte der König.

Ja, Majestät. Und dann würde ein Courier schon Tag und Nacht bedurft haben, um die Antwort so schnell hierher zu bringen.

Ich wollte es wäre morgen, sagte der König. Ich wüßte dann, welchen Eindruck die Nachricht von meiner Erkrankung auf Wilhelmine gemacht hat.

Denselben Eindruck, dessen bin ich überzeugt, den sie auf jeden ihrer Unterthanen macht. Jeder

klagt und ist schmerzbewegt über die Kunde, und —

Reden Sie nicht so zu mir, unterbrach ihn der König. Ich kenne die Welt, ich kenne die Menschen! Wollen Sie mir vielleicht auch einbilden, daß mein Sohn, der Kronprinz, klagt und schmerzbewegt ist, weil ich erkrankt bin?

Sicherlich! Majestät.

Nein! sicher nicht! nein! rief der König heftig. Ich weiß wohl, wie die Kronprinzen denken, wenn die Könige erkranken! Und das ist ein Stachel, der in meiner Brust bohrt, daß ich das weiß, und daß ich auch einst so gedacht habe, als der große Friedrich erkrankt war. Ich denke jetzt zuweilen daran, und ich mache mir Vorwürfe darüber und frage mich: wie ich wohl dem großen Friedrich da droben gegenüber treten soll und ob er mit mir zufrieden sein kann? Aber das sind schlimme Gedanken, und ich wollte ich wäre sie los. Ich wollte, es wäre erst morgen, und ich wüßte, wie Wilhelmine über meine Krankheit denkt. Hah! wie das brennt in meiner Brust! Man soll mir von dem lindernden Trank bringen. Rasch! es thut weh, es ist wie Flammen in meiner Brust!

Haugwitz sprang auf und schlüpfte nach dem

Nebengemach hin, ertheilte dem an der Thüre lauschenden Kammerherrn die nöthigen Befehle und kehrte dann zu dem König zurück.

Bald öffnete sich die Thür, und die Leibärzte, die immer in dem Nebengemach versammelt waren, traten herein und näherten sich dem König, gaben ihm dann lindernde Tropfen ein, untersuchten die Pulsschläge und horchten auf seiner Brust nach den Herzschlägen.

Es war wieder nur ein Krampf, der vorüberging, und nach dem lindernden Trank und den Tropfen fühlte der König sich wohler und ließ die Aerzte wieder hinausgehen.

Sie hatten wieder eine Consultation im Nebengemach und einigten sich dahin: daß für den Augenblick wirklich keine Gefahr vorhanden sei und daß der König diesmal — sie sahen sich dabei ängstlich und bedeutsam an — diesmal sich wieder erholen werde. Die Lebensgeister wären nur geschwächt und ermattet. Es wäre gut, wenn irgend eine geistige Aufregung die Nerven aufstachle, irgend eine Freude, eine Ueberraschung sich ihm darböte. Aber woher sollte man die Freude nehmen für einen kranken König? Die Ueberraschung für Jemand, den nichts mehr überrascht?

Wie sie das so sprachen und beriethen, schlüpfte der Geheimkämmerer mit bedeutsamen Blicken und seltsamem Lächeln herein und flüsterte mit ihnen. Und sie horchten auf und nickten vergnügt.

Der König indessen saß wieder in seinem Lehnstuhl und hatte seine französischen Gesellschafter, seinen Vorleser und seinen Spaßmacher herbeiholen lassen und hörte ihnen zu mit geschlossenen Augen. Man hätte meinen können, er schliefe, wenn er nicht zuweilen mühsam die Hand erhoben und nach dem Glas gegriffen, das neben ihm auf dem Marmortischchen stand.

Jetzt will ich schlafen, sagte er dann. Geht Alle hinaus und laßt mich allein! Bleibt im Nebenzimmer, und wenn ich erwache und klingle, dann soll man mir wieder von dem stärkenden Trank bringen. Geht!

Sie schlüpften Alle auf den Zehen hinaus.

Und der König neigte das matte Haupt in die Kissen und flüsterte: Ich wollte, Wilhelmine wäre bei mir. Ich würde gesund werden, wenn sie da wäre!

Dann, ermattet, schlief er ein.

Und die Gesellschafter und die Aerzte im Nebenzimmer hatten lange zu warten, die Klingel

ertönte immer noch nicht. Einmal öffnete einer der Leibärzte die Thür und schaute hinein in das Zimmer und lächelte, als er den König sanft schlafen sah.

Das wird ihn stärken, sagte er, und nachher die Aufregung und Ueberraschung wird seinen Nerven wohlthun. Es ist wie ein geistiges Bad, es wird ihn kräftigen.

Er schloß die Thüre wieder und der König schlief weiter.

Und der Leibarzt hatte recht gehabt. Als er nach stundenlangem Schlaf die Augen wieder aufschlug, fühlte er sich neubelebt und gestärkt. Die Tropfen und Mixturen hatten ihre Wirkung gethan. Er streckte lebhafter wie vorher die Hand nach der Klingel aus und schellte heftig.

Nun öffnete sich die Thür und eine Frauengestalt trat ein, ein silbernes Tablet in der Hand, auf welchem der goldene Becher mit dem Labetrank stand.

Der König hatte die Augen nicht aufgeschlagen; er hörte nur die zufallende Thür und wußte ja, was man ihm bringe.

Die Frauengestalt kam näher. Man hörte ihren Schritt nicht auf dem weichen Teppich; jetzt stand sie dicht vor dem König und setzte das Tablet auf den Tisch nieder.

Mein königlicher Herr und Gebieter!

Der König schrak zusammen und schlug die Augen auf.

Mein königlicher Herr, mein Friedrich!

Da sprang er auf und breitete die Arme aus.

Wilhelmine, ist es wahr, ist es möglich! Du bist es, Du!

Mit einem Freudenschrei sank sie an seine Brust und umklammerte fest seine Gestalt.

Ja, Friedrich, ich bin es! Dein Ruf hat mich hierher zurückgeführt! Du warst krank! wie durfte ich da fern sein? Als ich es las, brach ich auf, und bin Tag und Nacht gereist mit Courierpferden. Und da bin ich nun! Willst Du mir erlauben, daß ich bei Dir sein darf? Ich will Dich pflegen, will Deine Krankenwärterin sein! Erlaubst Du mir das, Friedrich?

Ob ich Dir das erlaube! Dank Dir, Dank Dir, daß Du gekommen bist! Nie werde ich Dir das vergessen, ich schwöre Dir das, Wilhelmine, nie!

Und der König schlang seine Arme fest um das geliebte Weib, und das Haupt auf ihre Schulter neigend, weinte er laut.

Durch die halb geöffnete Thüre schauten die Gesichter der neugierigen Aerzte herein und nickten und lächelten. Das ist das beste Medicament, davon wird er gesund werden.

## 3.
## Die Vorstellung bei Hofe.

Die ganze Aristokratie, welche in Berlin und Potsdam verweilte, war empört und außer sich. Die Trompeterstochter Wilhelmine Enke, die geschiedene Frau des Kämmerers Rietz, die sollte nun eine Gräfin sein, sollte, wie man behauptete, bei Hofe präsentirt werden und sich gebahren können, als wäre sie die Gleichberechtigte mit allen diesen Gräfinnen, Baroninnen und Fürstinnen, welche allein über das Parquet der königlichen Säle sich bewegen dürfen.

Es ist unmöglich, unmöglich! betheuerten sie Alle. Wir können uns dieser Schmach nicht fügen, die abgedankte Maitresse des Königs kann nicht unseres Gleichen sein!

Auch die Verwandten der Gräfin Dönhof,

die Verwandten der Gräfin Voß schwuren das, und dachten in ihrem Eifer nicht daran, daß Wilhelmine Rietz in einem Punkte wenigstens nichts Anderes gewesen, als die schöne Gräfin Dönhof und die verstorbene Gräfin Ingenheim. Aber die freilich waren von vornehmer Herkunft, waren Gräfinnen gewesen, und der König hatte sie sich an seine linke Hand antrauen lassen.

Wilhelmine Rietz eine Gräfin! Unerhört! Ein entsetzlicher Skandal! Man darf sich ihm nicht fügen, und man will es auch nicht. Sie sind Alle einig. Um keinen Preis soll Wilhelmine Rietz als Gräfin Lichtenau bei Hofe erscheinen. Wenn nur die Königin standhaft ist, wenn s i e nur sich weigert, die sogenannte Gräfin Lichtenau zu empfangen.

Sie beschworen die Königin darum bei der kleinen Cour, zu der sie sich heute Alle eingefunden, die vornehmen Damen des Hofes. Sonst war die arme Königin oft vergessen und einsam gewesen an ihren Courtagen, heute eilten sie alle herbei, um der Königin ihre Aufwartung zu machen und schmeichelnd und unterthänigst sie zu bitten: nicht diese Demüthigung auf sich und ihren Hof zu laden, die Gräfin Lichtenau nicht zu empfangen.

Auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm erschien heute Abend bei seiner Mutter. Er, der sonst immer unzertrennlich war von seiner Gemahlin, er kam doch heute zu der Cour. Die Kronprinzessin hatte ihn nicht begleiten können, sie war noch nicht wieder ausgegangen seit der Geburt des zweiten Sohnes, des kleinen Prinzen Wilhelm, und der Kronprinz brachte seiner erhabenen Mutter ihre Grüße und ihre Entschuldigungen.

Sie wäre sehr gern selbst gekommen, meine Louise, sagte der Kronprinz, als er mit der Königin sich in die tiefe Fensternische zurückgezogen hatte, wäre gar zu gern selbst gekommen, um das Eurer Majestät zu sagen, was ich jetzt sagen will.

Die Königin sah ihn zärtlich an, und ihre schmalen Lippen, die sonst immer schmerzlich geschlossen waren, umspielte ein zärtliches Lächeln, als sie aufblickte in das ehrliche, edle Gesicht des geliebten Sohnes.

Ich glaube, Friedrich, ich weiß, was Du sagen willst, flüsterte sie leise.

Die hellen, braunen Augen des Kronprinzen richteten sich mit einem liebevollen Ausdruck auf sie hin.

Ach, meine gnädigste Frau Mutter, es thut mir in der tiefsten Seele weh, daß so etwas überhaupt gesagt werden muß, daß solche entsetzliche Dinge hier geschehen, vor denen man erröthen muß, und daß meine theure Louise solche Verhältnisse hier findet, die —

Still! unterbrach ihn die Königin leise. Nichts gegen Deinen Vater, mein Sohn! Klage ihn nicht an, sondern nur mich, daß ich es nicht verstanden, seine Liebe zu erobern und zu verdienen. Sprich nichts gegen ihn!

Nein, nichts gegen ihn, er ist mein Vater, murmelte der Kronprinz. Aber gegen sie will ich sprechen, gegen diese Person, welche sich untersteht, zu prätendiren, daß meine edle, tugendhafte Mutter sie bei sich empfangen und ihr die Hand bieten soll. Du wirst es nicht thun, Mama? Nicht wahr, Du wirst es nicht thun? Ich beschwöre Dich im Namen aller Deiner Kinder, im Namen Deiner beiden kleinen Enkel, im Namen meiner theuren Louise! Nicht wahr, Du wirst diese abscheuliche Person, die Wilhelmine Rietz, nicht empfangen?

Die Königin hatte kaum auf seine Worte gehört. Sie sah ihn an mit leuchtenden Augen und freute sich seiner jugendlichen Erregtheit,

seines Eifers und seiner stolzen, edlen Haltung. Er hatte sich sehr verändert in den letzten Jahren, ihr Liebling Friedrich Wilhelm. Die Liebe zu seiner Louise, das häusliche Leben, das Vaterglück hatte aus dem Jüngling einen Mann gemacht, einen selbstbewußten, tapfern, schönen jungen Mann. Sie legte ihre beiden Hände auf seinen Arm und sah ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit tief in die Augen.

Oh mein Friedrich Wilhelm! Wenn man die Mutter ist eines solchen Sohnes, dann hat man nicht das Recht, über Unglück und Vernachlässigung zu klagen. Man ist reich belohnt für Alles, was man sonst vielleicht gelitten!

Aber Du sollst nicht leiden, Mama, sagte er eifrig, und möge Gott mir geben, daß ich dereinst Dir lohnen kann, was Du gelitten, und diejenige strafen kann, die Dich leiden gemacht!

Die Königin schüttelte sanft das Haupt. Hege nicht so schlimme Gedanken, mein Sohn. Ueberlasse Gott das Lohnen und das Strafen.

Nein, Mutter, nein! rief er heftig. Es wird eine Zeit kommen —

Still, mein Sohn! unterbrach ihn die Königin, sprich nicht so laut. Du weißt, es sind

überall Spione, die Deinen und meinen Feinden berichten, was gesprochen wird. Man könnte Dich leicht bei dem König verdächtigen, wie man es schon so oft gethan.

Ja, es ist wahr, murmelte der Kronprinz zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor, überall giebt es Spione und Verräther, und aus den unschuldigsten Worten machen sie mir bei dem König eine Anklage. Du hast recht, theuerste Mutter, wir müssen vorsichtig sein; aber das Eine versprich mir: Du empfängst diese Person nicht! Ich beschwöre Dich, theuerste Mutter, versprich es mir!

Er hielt ihr die Hand hin, und sie legte zögernd ihre schmalen, brillantgeschmückten Finger in die tapfere Hand des Sohnes.

Wenn ich es irgend vermeiden kann, Friedrich, dann werde ich es nicht thun. Sieh' mich nicht zürnend und verdrießlich an, mein theurer Sohn. Ich bin fest entschlossen, es nicht zu thun, ich werde kämpfen, so lange es möglich ist; aber Du weißt, wenn der König befiehlt, dann müssen wir gehorchen!

Er kann seiner Gemahlin nicht befehlen, eine Schmach auf sich zu laden, sagte der Kronprinz hastig.

Die Königin neigte leise ihr Haupt. Wir sind Alle die Unterthanen unseres Herrn und Königs, und er kann uns befehlen was er will, wir müssen in Demuth gehorchen, selbst wenn er Schmach auf unser Haupt brächte, mein Sohn. Dies bedenke wohl und vergiß es nicht. Ich wiederhole es Dir: ich werde, so lange wie ich es vermag, mich sträuben, diese Person, wie Du sie nennst, zu empfangen. Sage das der schönen, theuren Louise und küsse in meinem Namen Deine geliebten Söhne.

Sie trat aus der Fensternische heraus und der Kronprinz folgte ihr mit verdüsterter Miene, blieb auch nur noch wenige Minuten in dem Saal und bei der Gesellschaft, und entfernte sich dann hastig, um aus diesem lauten Getriebe der Welt wieder heimzukehren nach seinem Paradiese der Zärtlichkeit und Liebe, nach dem kleinen Palais, in welchem ihn Louise erwartete und mit offenen Armen den geliebten Mann willkommen hieß.

Die Damen und Herren, welche der Cour beigewohnt, verließen nach einer Stunde mit sehr befriedigten Gemüthern den Salon der Königin. Sie hatte es Allen mit leisen Worten und holdem Lächeln versprochen, daß sie die

neu erstandene Gräfin Lichtenau in ihren Cirkeln nicht empfangen wolle, und daß bei der großen Cour übermorgen die Gräfin Lichtenau nicht erscheinen werde.

Die Hauptsache ist ja nur, sagten die Damen unter einander, daß Niemand von uns sich dazu hergiebt, die Gräfin Lichtenau zu präsentiren. Sie kann ja unmöglich es wagen, ohne eine Dame Patroneß bei der Cour zu erscheinen, sie muß doch eingeführt werden. Und wenn Niemand da ist, der sie einführt, so wird die übermüthige Person nicht die Schwelle des königlichen Gemaches übertreten können.

Sie schwuren es einander feierlich mit festen und stolzen Mienen, daß keine von ihnen sich so erniedrigen würde, die Gräfin Lichtenau der Königin zu präsentiren. —

Die sanfte Königin war fest entschlossen, die Gräfin Lichtenau nicht zu empfangen. Die Worte des Kronprinzen und sein zürnender Blick hatten ihr Kraft und Muth gegeben, und sie wiederholte es sich, als sie nun in ihrem stillen Wohngemach sich allein befand, mit entschlossenem Sinn: daß sie diesmal Stand halten und nicht nachgeben werde. Die Gräfin Lichtenau soll nicht bei Hofe erscheinen!

Und während sie das bei sich dachte, und während sie es mit lauter Stimme wiederholte: Die Gräfin Lichtenau soll nicht bei Hofe erscheinen! sagte eben, zwei Zimmer von ihr getrennt, ihre Kammerfrau, die Madame Hinne, mit lächelnder, zuversichtlicher Miene:

Ich gebe Ihnen mein Wort, die Gräfin Lichtenau soll bei Hofe erscheinen, vorausgesetzt, daß —

Daß ich Ihnen die Hauptmannsstelle für Ihren Sohn verschaffe! unterbrach sie der Geheimkämmerer Rietz. Nicht wahr, Guteste, das ist es, was Sie sagen wollen? Ja, wir kennen das in der Welt, eine Hand wäscht die andere, und es wird nichts umsonst gethan. Sträuben Sie sich nicht, meine Liebe, oh sträuben Sie sich nicht dagegen. Ich thue ja auch nichts umsonst! lasse mir Alles bezahlen! Warum sollten Sie es nicht auch thun? Sie geben mir also Ihr Wort, daß meine Ex-Gemahlin, die Gräfin Lichtenau, die immer meine gute Freundin bleiben wird, daß die bei Hofe präsentirt werden soll?

Ich gebe Ihnen mein Wort! So viel als meinerseits geschehen kann, will ich dazu thun. Aber wer bürgt mir dafür, mein lieber Herr

Geheimkämmerer, daß, wenn die Präsentation stattgefunden hat, Sie mir Ihr Versprechen erfüllen?

Der Geheimkämmerer lachte laut auf. Wie vorsichtig Sie sind, liebste Madame Hinne. Aber ich verdenke es Ihnen nicht, von Versprechungen kann man nicht leben, und es ist schon Mancherlei versprochen und nachher wieder zurückgenommen worden. Nun, hören Sie mich an: ich bringe Ihnen das Hauptmannspatent übermorgen früh, unterzeichnet und gesiegelt vom König. Uebermorgen Abend findet die große Cour statt. Wer bürgt mir aber dafür, daß Sie dann auch Wort halten und die Königin meine Ex-Gemahlin wirklich empfängt?

Meine Ehrenhaftigkeit, erwiderte Madame Hinne stolz.

Aber der Geheimkämmerer lachte dazu und schüttelte lebhaft sein Haupt.

Meine Theuerste, Ehrenhaftigkeit ist just keine Münze, die bei mir Gültigkeit hat. Ich will Ihnen sagen: mir bürgt dafür, daß Sie überzeugt sein können, es wird Ihrem Sohne schlecht gehen, wenn Sie nicht Wort halten. Damit Basta! Sie sind eine zärtliche Mutter, also rechne ich auf Ihren Beistand!

Erlauben Sie mir eine Frage, flüsterte Madame Hinne. Sind Sie überzeugt, daß der Oberkammerherr von Wittgenstein Ihrem Wunsche geneigt ist? Er vermag viel bei Ihrer Majestät der Königin, und wenn er etwa von der Gegenpartei gewonnen wäre, so hätten wir wenig Aussicht auf Erfolg.

Der Geheimkämmerer lachte laut auf.

Was sollte er bei der Gegenpartei thun, der liebe Oberkammerherr? Sie hat keinen Einfluß und kann ihm nichts nützen, seine Wünsche zu erfüllen!

Ah! murmelte Madame, er hat also auch Wünsche, der liebe Oberkammerherr?

Meine Liebe, grinste Rietz, ich möchte das Menschenkind sehen, das keine Wünsche hätte! Es müßte ein beneidenswerthes Geschöpf sein, aber auch ein ganz unerträgliches; denn wie soll man einen Menschen packen und sich seiner versichern, wenn er keine Wünsche hat? Beruhigen Sie sich, meine liebe Madame Hinne, ich denke, der liebe Oberkammerherr wird ganz auf unserer Seite sein, sobald ich ihm nur meine Aufwartung gemacht habe. Also es bleibt dabei, die Königin empfängt übermorgen Abend zur großen Cour die Gräfin Lichtenau!

Es bleibt dabei, mein lieber Geheimkämmerer! Vorausgesetzt —

Daß ich Ihnen am Morgen dieses wichtigen Tages das Hauptmannspatent für Ihren Herrn Sohn gebracht habe. Wir wissen das! Sie sind eine vortreffliche Dame und eine außerordentlich zärtliche Mutter, und das ist ein wahres Glück für mich und vor allen Dingen für meine liebe Ex-Gemahlin. Geben Sie mir die Hand, meine liebe Madame Hinne, und lassen Sie uns die Hände schütteln: auf gute Kameradschaft!

Und er schüttelte der kleinen zierlichen Madame Hinne so kräftig die Hand, daß diese hätte laut aufschreien mögen vor Entsetzen und nur ein mühsames Lächeln auf ihre Lippen zwang.

Dann eilte er von dannen durch das Vorzimmer und über die Corridore dahin zu der andern Seite des Schlosses, wo sich die Zimmer des Oberkammerherrn von Wittgenstein befanden. Der Kammerdiener war im Vorzimmer und meldete dem Geheimkämmerer, daß die Excellenz ihn schon erwarte und befohlen habe, ihn ohne Weiteres eintreten zu lassen.

Rietz zuckte die Achseln. Mein Lieber, was heißt das, ohne Weiteres? Ich trete unangemeldet beim König ein, und es wäre seltsam,

wenn der Oberkämmerer der Königin mit mir mehr Façon machen wollte! Merk' Er sich das, Bursche, der Oberkämmerer Rietz ist überall eine willkommene Person!

Er klopfte nur leicht mit dem Finger an die Thür und trat ein in das elegante Cabinet, in welchem der Oberkammerherr ihn erwartete.

Nun, mein Lieber, da kommen Sie endlich! rief er dem Geheimkämmerer entgegen, ich habe Sie schon lange mit Ungeduld erwartet, denn ich muß Ihnen eine ziemlich traurige Mittheilung machen: es steht schlecht mit unserer Angelegenheit.

Rietz ließ sich, ohne eine Einladung abzuwarten, auf einen Fauteuil niederfallen und pustete laut. Das ewige Treppengesteige und das Laufen und Rennen, es greift doch zuletzt an! Finden Sie nicht, meine liebe Excellenz?

Die Excellenz fand im Grunde ihres Herzens das Betragen des Geheimkämmerers sehr respectwidrig und hätte ihn gern mit einem tüchtigen Faustschlag aus dem Lehnstuhl emporgeschnellt, aber die Excellenz bedachte doch, daß der Herr Geheimkämmerer Rietz ein sehr einflußreicher Freund und ein sehr gefährlicher

Feind sei, und sie gewann es daher über sich, dem unverschämten Manne freundlich zuzulächeln.

Sie haben recht, mein lieber Rietz, es greift allerdings an, das Hofleben.

Und es ist außerdem niederträchtig langweilig, sagte Rietz, dem es Spaß machte, den kleinen, geschniegelten Hofmann mit seinen derben Ausdrücken zu ängstigen und zu erschrecken; man sieht so viel langweilige Fratzen und so viele falsche Katzen, daß man immer unwillkürlich die Faust ballt und sie ihnen unter die Nase halten möchte!

Sie scheinen erzürnt, mein lieber Freund? fragte der Oberkammerherr, vor Unwillen erröthend.

Erzürnt? Nicht im mindesten, mein lieber Freund! entgegnete Rietz. Nur ein wenig angegriffen von meinen Verhandlungen mit der Madame Hinne.

Sie haben mit ihr gesprochen? fragte der Oberkammerherr rasch.

Rietz nickte. Gesprochen, bestochen, wie Sie es nennen wollen. Aber Sie sagten ja, Sie hätten mir schlimme Nachrichten mitzutheilen?

Allerdings, sehr schlimme, mein lieber Geheimkämmerer; die Königin ist entschlossen, nicht nachzugeben, besonders seit der Kronprinz selber

bei ihr gewesen ist und sie inständigst darum gebeten hat.

Ah, der Kronprinz ist bei ihr gewesen? sagte Rietz, indem er nachlässig mit der schweren Kette seiner Uhr spielte. Sieht ihm ähnlich! Er ist so tugendhaft und lebt in so glücklichen Familienverhältnissen, und da kann's ihn allerdings geniren, was hier vorgeht!

Ja, der Kronprinz ist der Einzige, der eigentlich Einfluß auf die Königin hat, und deshalb fürchte ich, daß wir mit unserem Plan scheitern müssen, und daß meine edle, geliebte Freundin, die Gräfin Lichtenau, ihren Wunsch nicht erfüllt sehen wird.

So, das hatten Sie mir mitzutheilen, Excellenz? sagte Rietz mit ziemlich gleichgültiger Miene. Nehmen wir an, Sie hätten mir das auf Französisch gesagt, erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart die Uebersetzung davon mache. Diese Uebersetzung lautet ungefähr so: „Mein lieber Freund," denn Sie erzeigten mir ja vorhin die Ehre, mich lieber Freund zu nennen, also, „mein lieber Freund, ich habe allerdings großen Einfluß auf Ihre Majestät, die gute Königin, aber es fällt mir nicht im mindesten ein, diesen Einfluß für Andere zu benutzen, wenn ich nicht

etwas davon habe. Ihre gute Freundin und Ex-Gemahlin, die Gräfin Lichtenau, will durchaus bei Hofe präsentirt werden, das ist im Grunde ein ziemlich närrischer Einfall von ihr, aber sie hat ihn nun einmal, und Sie, mein lieber Rietz, wollen ihr behülflich sein! Und Sie wenden sich deshalb an mich, damit ich meinen Einfluß auf Ihre Majestät zu Ihren Gunsten verwende. Aber es ist auf Erden nichts umsonst, weder der Tod, noch eine Präsentation bei Hofe. Mit dem Einfluß, den Sie haben, sollen Sie mir für meinen lieben, schönen Sohn, der bis jetzt nur mit dem Namen seiner bürgerlichen Mutter genannt wird, ein Adelsdiplom verschaffen und ihm irgend ein kleines Gütchen in Polen zusichern lassen. Dann haben Sie meinen Beistand, und Madame Rietz wird vorgestellt!" Nun, meine liebe Excellenz, was sagen Sie zu dieser Uebersetzung aus dem Französischen, ist sie richtig?

Die Excellenz lächelte ein wenig verlegen: Sie sind superb, lieber Geheimkämmerer, ich bewundere Ihre Sprachkenntniß! Die Uebersetzung ist vollkommen richtig.

Also ein Adelsdiplom und irgend ein ver-

gessenes Stückchen Land in unseren neu erworbenen Provinzen?

Der Oberkammerherr nickte, und Rietz zog aus seiner Tasche ein großes, mit dem königlichen Insiegel versehenes Stück Papier hervor.

Da ist das letzte Diplom, was aus meiner Bäckerei hervorgegangen ist, Sie haben's wahrlich sehr billig, meine liebe Excellenz, und es ist das erste Mal, daß aus meiner Bäckerei ein solch' Diplom um nichts und wieder nichts weggegeben wird. Sie wissen doch, Excellenz, man nennt mich den Adelsbäcker?

Ich würde es Niemand erlauben, erwiderte die Excellenz, Sie vor mir so zu nennen, und man wagt es auch nicht, denn Jedermann weiß, daß ich den Herrn Geheimkämmerer sehr hoch halte!

So lange Sie nämlich merken, daß er in Gunst steht, bemerkte Rietz lachend; nun nehmen Sie das Diplom, es ist das Angeld, und wenn übermorgen die Präsentation stattgefunden hat, so kann am andern Tage der neugebackene Herr „von" bei Seiner Majestät sich melden, und ich zweifle nicht, daß der König ihm ein kleines Gut in Polen geben wird. Seine Majestät

hatten die Gnade, es mir zu versprechen, und ein König hält immer Wort!

Wir sind also einig, Excellenz?

Vollkommen einig, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein lieber Geheimkämmerer.

Sie schüttelten sich die Hände und begrüßten sich zum Abschied mit lächelnden Mienen und freundschaftlichen Worten, und Jeder verspottete in seinem Innern den Andern, und meinte das Recht zu haben, ihn verachten zu können.

Der Oberkammerherr begab sich am Nachmittag zu Madame Hinne, und im ernsten Gespräch überlegten die Beiden, was zu thun sei, um die Königin für ihren Plan zu gewinnen.

Wenn es nicht gelingt, meine liebe Madame Hinne, so sind unsere eigenen Stellen und unser eigener Einfluß gefährdet. Der König weiß, was für Einfluß wir Beide auf die gute Königin haben, und wenn sie nein sagt und die Gräfin nicht empfängt, so wird der Zorn des Königs sich auf uns wenden!

Ja, mein Lieber, Sie haben vollkommen recht, seufzte die Kammerfrau, unsere eigenen Stellen sind gefährdet, denn Seine Majestät der König ist sehr heftig, wie Sie wissen, und ich bin überzeugt, er würde sofort von der Königin

unsere Entlassung verlangen, und Ihr seht doch ein, daß das für die Armen und Unglücklichen ein großes Mißgeschick wäre, denn wir haben die Sorge für sie bei der wohlthätigen und guten Königin.

Ja wohl, sagte die Excellenz, sich tief verneigend, es wäre für die Armen und Unglücklichen wahrlich ein Mißgeschick, wenn die edle und wohlthätige Madame Hinne von der Seite der Königin gerissen würde, denn ihrem Einfluß allein verdanken die Armen die reichliche Unterstützung der Königin. Ich werde dabei meinen eigenen Stolz überwinden, und Alles thun, um die geehrte und geliebte Madame Hinne an der Seite der Königin zu erhalten.

Und ich, meine theure Excellenz, flüsterte die Kammerfrau, ich werde, trotz meiner Aversion vor der sogenannten Gräfin Lichtenau, Ihre Majestät zu bereden suchen, daß sie die Gräfin empfängt, denn ich möchte um Alles nicht, daß der König Ihnen grollt, mein theurer Oberkammerherr!

Sie waren in der That sehr einflußreich, der Oberkammerherr von Wittgenstein und die Kammerfrau Madame Hinne, und Dank ihrem Einfluß und ihren klug gesetzten Worten, entschloß sich die Königin am andern Tage, bei

der großen Cour die Gräfin Lichtenau zu empfangen.

Eure Majestät befehlen mir also, die Einladung an die Gräfin Lichtenau ergehen zu lassen? fragte der Oberkammerherr.

Die Königin nickte. Ich glaube, es ist der Wunsch Seiner Majestät, sagte sie sanft und traurig.

Sicherlich, erwiderte der Oberkammerherr, es würde aussehen, als ob Eure Majestät die Erhebung der Gräfin, welche nur der König allein vorgenommen, nicht als gültig anerkennen wollten!

Das könnte den König beleidigen, und um Alles möchte ich meinen Gemahl nicht beleidigen und kränken! rief die Königin lebhaft. Schreiben Sie die Einladung, ich erwarte die Gräfin Lichtenau morgen Abend zur großen Cour.

Es fragt sich nur, gnädigste Majestät, flüsterte Frau Hinne, welche bei solchen vertraulichen Unterhandlungen zugegen zu sein pflegte, es fragt sich nur, wer die Gräfin Lichtenau präsentirt? Denn es muß doch eine Dame da sein, welche die Gräfin Lichtenau zu Eurer Majestät hinführt.

Das Gesicht des Oberkammerherrn nahm einen erschrockenen, das der Königin einen freundlichen, hoffnungsreichen Ausdruck an.

Ja, sagten Beide zu gleicher Zeit, das ist wahr, wer präsentirt die Gräfin?

Es müßte eine Dame aus dem alten Reichsgrafenstand sein, bemerkte der Oberkammerherr.

Ich werde meine Hofmarschallin, die Gräfin Kanitz, dazu auffordern, sagte die Königin rasch, es ist bald die Stunde, in welcher sie zu mir kommt. Ich werde es von ihr fordern als eine Gunst, nicht als ihre Pflicht, ich zweifle nicht, daß die Hofmarschallin meinen Wunsch erfüllen wird.

Aber im Innern ihres Herzens zweifelte die Königin sehr, und ihr Zweifel war zugleich ihre Hoffnung. Wenn Niemand da ist, die Gräfin Lichtenau zu präsentiren, so kann sie nicht bei Hofe erscheinen, und der Kronprinz wird dann nicht den Schmerz haben, daß seine königliche Mutter seine Wünsche unberücksichtigt läßt.

Und die Hoffnung der Königin sollte in Erfüllung gehen. Die Hofmarschallin von Kanitz erklärte feierlich und mit zürnender Miene, daß sie sich nimmermehr dazu hergeben würde, die Gräfin Lichtenau der Königin zu präsentiren.

Nicht weil ich stolz bin, Majestät, und weil ich auf meinen alten Adel halte, sondern aus Achtung und Ehrfurcht vor Eurer Majestät kann

ich das nicht thun, was Sie in Ihrer milden Güte und sanften Ergebenheit von mir fordern. Majestät, ich erkläre hiermit feierlich, daß ich auf keinen Fall die Gräfin Lichtenau präsentire.

So werden wir uns bemühen müssen, eine andere Dame zu finden, sagte die Königin seufzend. Aber der Blick, mit welchem sie die Hofmarschallin ansah, und der Händedruck, mit welchem sie dieselbe entließ, sagten ihr, daß ihr die Königin, trotz ihrer Weigerung, nicht zürne, sondern vielleicht sehr zufrieden sei.

Die Hofmarschallin hatte die Zimmer der Königin kaum verlassen, als sie befahl, ihre Equipage vorfahren zu lassen zu einer großen Visitentour. Stundenlang fuhr die Hofmarschallin nun durch die Straßen dahin, hielt an vor all' den schönen, eleganten Häusern, in welchen die vornehmen Damen der Hofgesellschaft wohnten, machte Visite bei jeder Reichsgräfin und Freiherrin und Baronin, die in den Cirkeln der Königin zu erscheinen pflegte, und forderte von Jeder das Versprechen, daß sie nun und nimmermehr ihre Hand dazu bieten wollten, die Gräfin Lichtenau bei Hofe zu präsentiren.

Es ist eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, meine Damen, wir vertreten die Rechte,

die Ehre und die Pflichten der ganzen Aristokratie, indem wir uns weigern, diese Person in unsere Reihen aufzunehmen. Im Namen unserer Ahnen, im Namen unserer Kinder und Kindeskinder beschwöre ich Sie, bleiben Sie standhaft und fest! Erklären Sie, wenn die Königin zum Schein zu Ihnen sendet und von Ihnen fordert, die Gräfin zu präsentiren, daß Sie diese Präsentation nicht übernehmen könnten!

Und die Damen alle, die Reichsgräfinnen und Freiherrinnen schwuren, mit Begeisterung, daß sie ihrer Pflicht eingedenk bleiben und ihre Ahnen und Kindeskinder nicht so beleidigen wollten, um die Gräfin Lichtenau in den Hofcirkel einzuführen. Es war für diese Damen eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit, und in all' den vornehmen Cirkeln der Aristokratie beschäftigte man sich in diesen Tagen mit nichts Anderem, als mit der Präsentation der Gräfin Lichtenau.

## 4.
## Hülfe in der Noth.

Auch Wilhelmine beschäftigte sich mit dieser wichtigen Angelegenheit, mit der Präsentation bei der Königin. Die prachtvolle Robe von Goldbrocat mit der dunkelrothen, goldgestickten, langen Atlasschleppe lag schon bereit. Der König hatte ihr soeben eine kleine Grafenkrone von Brillanten und Rubinen geschickt, die sie bei der morgenden Feierlichkeit tragen sollte, und Wilhelmine Rietz stand eben vor dem Spiegel und war damit beschäftigt, diese funkelnden Juwelen in ihrem Haar zu befestigen, als die Thür heftig aufgerissen ward und der Geheimkämmerer Rietz zu ihr eintrat. Wilhelmine nahm erröthend und erschrocken die Grafenkrone von ihrem Haupt und verbarg sie in dem Etuis. Aber das laute

Lachen des Geheimkämmerers bewies ihr, daß er sie dennoch schon gesehen.

Warum verbergen Sie dieselbe vor mir, Allerschönste? sagte der Geheimkämmerer, ihr vertraulich zunickend; Sie halten Generalprobe zur morgenden Aufführung, ich finde das ganz natürlich!

Aber ich, Herr Geheimkämmerer, finde es gar nicht natürlich, daß Sie so ohne Weiteres zu mir eintreten! Sie vergessen, daß Sie nicht einmal mehr den Schein des Rechtes dazu haben.

Ich vergesse, daß wir geschieden sind! lachte Rietz; Sie sehen daraus, meine Holdseligste, daß ich mich immer noch mit allen Banden der Liebe und Freundschaft an Sie gefesselt fühle, und ich hoffe, Sie thun das auch und verzeihen mein hastiges Eintreten. Ich komme in Ihren Angelegenheiten; wissen Sie, holdseligste Madonna, daß die Theatervorstellung, ich meine Ihre Präsentation bei der Königin, für morgen sehr gefährdet ist?

Wilhelmine erschrak. Die Königin hat eingewilligt, mich zu empfangen. Sehen Sie hier die Einladung, unterzeichnet von dem Oberkammerherrn.

Ihre Majestät die Königin hat eingewilligt,

sagte Rietz achselzuckend, denn die Madame Hinne und der Herr von Wittgenstein sind dazu von mir gepreßt worden, und sie haben die Königin gepreßt; aber die Taufdamen des Hofes haben nicht eingewilligt. Haben Sie schon eine Gevatterin, welche Sie zur Taufe führt?

Was wollen Sie damit sagen? fragte Wilhelmine.

Ich meine, ob Sie schon eine Dame haben, welche Ihnen die Hand bietet und Sie der Königin vorführt?

Ach, mein Gott! rief Wilhelmine erschrocken, ich vergaß das! Sie sehen, mein Lieber, fuhr sie dann fort, die Trompeterstochter ist immer noch nicht mit dem Ceremoniell für die Gräfin vertraut! Ja, es ist wahr, ich bedarf einer Gräfin, damit sie mich präsentire.

Und ich fürchte, Sie werden sie nicht finden.

Ich werde sie finden! sagte Wilhelmine entschlossen. Es wird doch unter all' diesen Damen eine Einzige geben, welche Raison annimmt und die Vortheile bedenkt, die ich ihr bieten kann.

Versuchen Sie's, sagte Rietz achselzuckend, ich meinestheils muß Ihnen sagen, daß ich keine Hoffnung habe, denn ich weiß, daß die Hofmarschallin bereits bei allen Damen der hohen

Aristokratie vorgefahren und von ihnen gefordert hat, Sie nicht zu präsentiren.

Die Augen Wilhelminens blitzten höher auf. Ich werde ihr das gedenken, sie soll nicht lange mehr Hofmarschallin sein, ich gebe Ihnen mein Wort!

Die Hauptsache ist, daß Sie erst präsentirt werden, und da Sie nun einmal auf den Trödel des vornehmen Lebens so begierig sind, verlieren Sie keine Zeit. Ich habe Sie benachrichtigt, eilen Sie Ihre Vorkehrungen zu treffen.

Wilhelmine schellte heftig und ließ anspannen, machte in aller Eile eine glänzende Toilette, bestieg dann die Carrosse, auf welcher ihr gräfliches Wappen mit dem preußischen Adler und der Königskrone im Schilde gar kunstvoll gemalt war, und fuhr nun herum bei allen Damen der vornehmen Aristokratie, deren Liste der Geheimkämmerer ihr dienstfertig überreicht hatte. Aber sie hatte heute wirklich Mißgeschick mit ihren Visiten, überall kam der Lakai, der ihre Karte hinaufgetragen zu den Damen, mit der Antwort zurück, daß Niemand zu Hause sei, daß Niemand die Gräfin Lichtenau empfangen könne. Und bei jeder solchen Antwort blitzten

Wilhelminens Augen höher auf, und ließ der Zorn ihre schönen Wangen höher erglühen.

Sie haben es darauf abgesehen, mich zu beleidigen und zu kränken! murmelte sie in sich hinein, sie wollen meine Präsentation unmöglich machen, aber ich schwör's, es soll ihnen nicht gelingen! Ich will all' diesen stolzen Damen und diesen übermüthigen heuchlerischen Gräfinnen beweisen, daß ich meinen Willen durchsetze, daß ich Ihresgleichen bin, und daß ich präsentirt werde.

Sie setzte ihre Visiten fort, aber immer mit demselben Resultat. Ueberall waren die Thüren verschlossen, überall konnte man sie nicht empfangen. Und endlich nach diesen langen vergeblichen Versuchen kehrte Wilhelmine Rietz voll Zorn und Verzweiflung in ihr glänzendes Palais zurück.

Es ist eine jammervolle, abscheuliche Welt, sagte sie, ich bin die Mutter einer Gräfin, und diese Hochmüthigen verweigern es, mich zu empfangen! Ah, warum ist meine Tochter, Mariane, die Gräfin Stolberg nicht hier? Aber ich weiß es wohl, warum sie nicht hier ist! Weil ihre stolze Schwiegermutter vorhergesehen hatte, was kommen würde, und deshalb eine Reise mit ihr nach den Gütern angetreten hat. Oh, sie sind Alle

sehr schlau und listig! Aber sie sollen erkennen, daß Wilhelmine Rietz, nein, ich meine die Gräfin Lichtenau, ihnen nicht nachsteht und ihren Willen durchzusetzen vermag, trotz aller ihrer Umtriebe! Aber wie? fragte sie sich dann selber. Ich kann doch nicht mit Gewalt eine Dame nach Hofe schleppen und ihr befehlen, daß sie mich präsentirt? Selbst der König kann das nicht befehlen. Ach, es ist doch abscheulich, daß man mit aller Macht und allem Einfluß solch eine Kleinigkeit nicht durchsetzen kann!

Sie ging mit heftigen Schritten auf und ab und blieb dann zuweilen stehen vor dem glänzenden Hofkleide, das zu ihrem Aerger und zu ihrem Schmerz so prächtig anzuschauen war, und das nun vielleicht unbenutzt daliegen sollte, und öffnete zuweilen das Etuis, welches auf dem Tisch neben dem Hofkleide stand. Die goldene, blitzende, brillantenfunkelnde Grafenkrone betrachtete sie mit wehmüthigen Blicken und mit Zorn im Herzen.

Und es sollte nun wirklich umsonst sein, Alles umsonst, und alle diese hochmüthigen und heuchlerischen Damen sollten über mich den Sieg erhalten? Nein, es kann nicht sein und es soll nicht sein! Und wenn Niemand mich zu Hofe

führen will, so gehe ich allein hin, mache mir mit Gewalt Bahn und trete ein in den Saal unangemeldet und ungerufen. Ja, so soll es sein! Ich werde den König bitten, daß er der großen Cour beiwohnt, und ich will doch sehen, wer den Muth haben möchte, in seiner Gegenwart mich zurück zu weisen.

Und während sie in dem Trotz ihrer Verzweiflung und in dem Uebermuth ihrer Eitelkeit sich zu diesem Aeußersten entschloß, klagte und jammerte es doch in ihr: sie werden mich verhöhnen, sie werden über mich lachen, ich werde das Stadtgespräch von ganz Berlin werden, und Jedermann wird sich freuen über die Schmach, die man mir angethan. Sie werden es nun Alle fühlen, Alle, daß ich, die ich die Macht in Händen habe, doch ein armes, machtloses Geschöpf bin. Und das wird sie freuen und sie werden mir diese Niederlage gönnen. Alle, Alle! Oh mein Gott, mein halbes Vermögen gäbe ich darum, wenn ich eine Dame fände, die mich präsentirte!

Wie sie das mit einem lauten Aufschrei eben sagte, öffnete sich leise die Thür und der Kammerdiener schaute herein.

Nun, was giebt's, Jean? Warum stören Sie mich?

Gnädigste Frau Gräfin, es ist draußen eine Dame, welche so sehr bittet und fleht, daß die Frau Gräfin sie empfangen möchte.

Eine Dame, sagte sie achselzuckend, das heißt, eine Bettlerin, nicht wahr?

Ich glaube wohl, gnädige Gräfin, daß sie Etwas zu bitten kommt, erwiderte der Kammerdiener achselzuckend. Sie ist zwar elegant gekleidet, aber man sieht es doch, daß es eine verschossene Pracht ist. Und dann ist sie auch zu Fuß gekommen und das paßt nicht zu ihrem Titel. Aber sie weint so sehr, gnädige Gräfin, und ist schon dreimal hier gewesen. Wir wagten nicht zu stören.

Und warum thun Sie es jetzt? fragte Wilhelmine ungeduldig.

Ich bitte um Entschuldigung, Frau Gräfin, aber die Dame flehte so rührend und weinte so sehr; sie ist fast vor mir niedergekniet und hat gefleht im Namen ihrer Kinder. Es scheint, sie will etwas für ihren Sohn erbitten.

Das Auge der Gräfin flog unwillkürlich empor zu dem Bilde des jungen Grafen von der Mark, das an der Wand ihr gegenüber hing und mit seinen großen Augen lächelnd zu ihr herunter schaute.

Für ihren Sohn! Das ist etwas Anderes,

sagte sie leise. Und wie heißt sie denn, diese Dame?

Es ist die Gräfin Herke.

Gräfin Herke! rief Wilhelmine hastig. Und sie sieht arm und unglücklich aus, die Gräfin Herke? Friedrich, bringen Sie die Gräfin sogleich hierher und tragen Sie Sorge, daß Niemand eintritt, so lange diese Dame bei mir ist. Hören Sie, sogleich hierher!

Und in ihrer Ungeduld eilte Wilhelmine dem Kammerdiener nach bis an die Thür des Vorzimmers.

Oh Frau Gräfin, ich bitte um Vergebung, daß ich Sie warten ließ. Es thut mir leid, daß Sie schon öfters hier gewesen sind.

Und mit einem freundlichen, verbindlichen Lächeln und mit einer tiefen Verneigung begrüßte Wilhelmine die Dame, welche eben in das Vorzimmer eintrat. Eine hohe, schlanke Gestalt, elegant gekleidet, wie der Kammerdiener es sagte, aber der Schnitt der Kleider altmodisch, die Farben des schweren Seidenzeuges verblaßt, das Antlitz bleich und vergrämt und die Augen geröthet von Thränen. Als Wilhelmine ihr so lächelnd und huldvoll entgegentrat, da erröthete

die Gräfin und senkte wie beschämt die Augen nieder.

Sie sind die Gräfin Lichtenau? fragte sie leise und mit zitternder Stimme.

Wilhelmine reichte ihr statt aller Antwort die Hand. Kommen Sie mit mir in mein Cabinet, da wollen wir plaudern.

Die Gräfin nahm die dargereichte Hand nicht an. Sie schien sie nicht zu sehen und folgte gesenkten Blickes Wilhelminen, die hastig ihr voranging, in das Cabinet.

Nun setzen Sie sich hier auf den Divan, Frau Gräfin, und erzählen Sie mir, was Sie zu mir führt.

Die Gräfin Herke ließ sich auf den Divan nieder mit dem Anstand und der Haltung, die ihrem Range geziemte und die bewies, daß sie von ihrer Armuth und Bedrängniß nicht gedemüthigt war.

Mich führt das Unglück und die Treulosigkeit der Menschen zu Ihnen, sagte die Gräfin feierlich.

Madame, rief Wilhelmine lächelnd, das sind freilich zwei schlimme Begleiterinnen, aber sie gehen gewöhnlich mitsammen, denn wen das Unglück heimsucht, den verlassen die Freunde und werden ihm treulos.

Sie, Madame, sprechen das nicht aus Erfahrung, und beten Sie zu Gott, daß er Ihnen diese schlimme Erfahrung ersparen möge, sagte die Gräfin.

Und der feierliche Ton ihrer Worte machte Wilhelmine erschauern. Sie wußte es wohl; auch sie würde von ihren Freunden verlassen werden am Tage des Unglücks, und auch ihr würde die Treulosigkeit die Gefährtin des Unglücks sein. Aber warum jetzt schon daran denken, jetzt in der Fülle des Glücks und der Ehren?

Es gab eine Zeit, fuhr die Gräfin langsam fort, eine Zeit, da Alles sich um mich drängte und da ich viele Freunde hatte, die mir schmeichelten, viele Bewunderer, die versicherten, daß ihre Liebe und Anhänglichkeit nur mit dem Tode enden werde. Und nun, Madame, sehen Sie mich an. Ich bin allein, verlassen, ich habe keine Freunde! Ich habe an alle Thüren geklopft und sie sind alle verschlossen gewesen, und ich bin dahin gekommen, daß ich dreimal als Bettlerin vor Ihrer Thür gestanden habe.

Und ich war natürlich doch die Letzte, zu der Sie kamen, sagte Wilhelmine mit einem bittern Lächeln. Und Sie haben sich so weit gedemüthigt und sind wirklich dahin gekommen, daß Sie so-

gar der Gräfin Lichtenau einen Besuch gemacht haben und sie um Hülfe bitten. Nicht wahr, Frau Gräfin, das sind die innersten Gedanken Ihres Herzens? Aber ich verarge sie Ihnen nicht, ich weiß, daß man so denkt, und ich kann ermessen, wie schwer es Ihnen geworden und wie hart Ihr Unglück ist, daß Sie sogar zu mir gekommen sind!

Die matten Augen der Gräfin richteten sich auf sie mit einem Blick der Erkenntniß und des Stolzes zugleich. Madame, das Unglück hat mich sehr niedergebeugt und mich sehr gedemüthigt, aber die Wahrheit hat es noch nie in mir erstickt. Sie haben recht! Es ist der letzte und schwerste Gang, den ich gethan. Verdenken Sie mir das nicht, ich hänge noch an den Vorurtheilen meines Standes, und es kommt mir schwer an, daß ich Sie, die Tochter des Trompeters Enke, als Gräfin tituliren soll.

So thun Sie es nicht, Madame, sagte Wilhelmine sanft. Wir sind hier unter vier Augen, und Sie sind unglücklich. Zwingen Sie sich nicht zu dem, was Ihnen widerstrebt! Ich ehre Ihren Stolz, und wenn ich auch verlange, daß man mich draußen vor der Welt ehre und titu=

lire, so weiß ich doch einen Unterschied zu machen, und ich beuge mich in Ehrfurcht vor Ihrem Unglück und vor Ihrem Stolz, der so edel und so gerechtfertigt ist.

Das Auge der Gräfin ward milder und haftete mit Theilnahme auf dem freundlichen und immer noch schönen Angesichte Wilhelminens.

Ich sehe, Madame, sagte sie, Sie haben Geist, und ich glaube, Sie haben auch Gemüth, sonst würden Sie mich nicht empfangen haben. Erlauben Sie mir jetzt, daß ich Ihnen die Hand reichen darf.

Wilhelmine nahm die blasse kalte Hand, die sich ihr entgegenstreckte und drückte sie an ihre Lippen. Frau Gräfin, ich beuge mich vor Ihrem Unglück, vor Ihrer Tugend und vor Ihrem Namen, sagte sie. Und nun bitte ich Sie, sprechen Sie, sagen Sie mir, was ich für Sie thun, womit ich Ihnen helfen kann. Sprechen Sie mit mir von Ihrem Unglück.

Das wäre eine lange Geschichte, sagte die Gräfin, zu lang, um sie hier erzählen zu können, und es läßt sich doch mit wenigen Worten wiedergeben. Ich lebte mit meinem Manne hier in der Residenz in glänzenden Verhältnissen. Wir machten eins der größten Häuser; wir empfin-

gen die hohe Aristokratie; wir gaben Feste und Bälle und Diners, und unsere Freunde ließen es sich wohl bei uns sein, und feierten uns und schwuren uns ewige Treue. Dann kam ein Tag, ein schlimmer, entsetzlicher Tag, Madame. Mein Mann starb und es ergab sich, daß unsere Verhältnisse rettungslos zerrüttet waren. Ich hatte mich wenig um unsere Vermögensverhältnisse bekümmert, ich überließ das Alles meinem Manne. Ich glaubte, wir wären reich, und wußte nicht, daß wir statt von den Zinsen von unserem Capital lebten. Wir hatten nichts als Schulden, Madame. An diesem Tage verschwanden die Freunde, die Bewunderer, die Anbeter. Es ward Alles verkauft, das Hôtel, die Equipagen, die reichen Einrichtungen. Die Gläubiger hatten Alles mit Beschlag belegt, und ich zog mich zurück in eine kleine Landstadt, wo ich in Kümmerniß und Einsamkeit lebte. Für mich gab es nur noch einen Sonnenschein und einen Lichtblick im Leben: das war mein Sohn, mein lieber, theurer Sohn! Er war, als das Unglück über uns hereinbrach, als Fähnrich in die Armee eingetreten. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten und die Tapferkeit, die er im letzten Feldzug bewiesen, machten, daß er rasch befördert wurde. Als Hauptmann

kehrte er vor einem Jahr, als der Friede mit Frankreich geschlossen worden, in seine Garnison zurück. Und da, Madame, hatte er das Unglück, oh, es wird mir schwer davon zu sprechen, Madame, das Unglück, in einen Streit mit seinem Vorgesetzten zu gerathen. Es war in einer heitern Gesellschaft, man lachte und trank. Und der Major, vielleicht vom Wein berauscht, spottete und lachte über diejenigen, welche ihr Geld vergeudeten, indem sie Anderen Freude bereiteten, und da sprach er von mir, von meinem Manne, und führte uns als Beispiel an. Er hatte wohl nicht daran gedacht, daß mein Sohn in der Gesellschaft anwesend sei. Aber der fuhr auf ihn ein und vertheidigte die Ehre seines Vaters und seiner Mutter. Es kam zu einem heftigen Streite, dann zu einem Duell, und mein Sohn hatte das Unglück, den Major zu erschießen.

Und Ihr Sohn ward nicht verwundet? fragte Wilhelmine lebhaft.

Nein, Madame, nicht verwundet; aber arretirt und verurtheilt, verurtheilt zu zehnjährigem Festungsarrest! Oh, Madame, begreifen Sie das? Zehn Jahre! Zehn Jahre lang soll ich ihn nicht sehen! Die besten Jahre seines schönen Daseins

soll er verbringen in düsteren Gefängnißmauern! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, es nagt an mir wie der Todtenwurm. Ein Jahr ist erst vergangen, und ich fühle schon, daß ich in diesem Jahre zehn Jahre älter geworden bin. Ich habe vielleicht nur noch wenige Monate zu leben, meine Brust ist krank, der Tod wohnt in mir, und ich soll sterben mit dem Bewußtsein, daß mein Sohn gefangen, daß er im Kerker sitzt, und daß ich ihn niemals wiedersehen werde! Madame, Sie wissen nicht, was es heißt, einen Sohn zu haben, der die letzte Freude, der einzige Trost, die einzige Hoffnung unserer Zukunft ist.

Nein, ich weiß es nicht! rief Wilhelmine, in Thränen ausbrechend. Sie haben recht, Madame! Sehen Sie dort das Bild meines Sohnes, er war auch meine Hoffnung, mein Trost und meine Zukunft, und er ist hin, er ist todt! Oh, ich fühle, ich weiß, was Sie leiden. Sie sprechen zu einer Mutter, welche Jahre lang geweint hat um ihren Sohn. Sie sollen nicht weinen, Madame! nein! Im Namen meines Sohnes dort schwöre ich Ihnen: Sie sollen Ihren Sohn zurück haben! Ich will zu dem König flehen, ja, ich will vor ihm knieen und

von ihm die Begnadigung Ihres Sohnes erbitten.

Oh, Madame, rief die Gräfin aufspringend und ihre Arme um den Hals Wilhelminens schlingend, oh, Madame, wie Unrecht hat man Ihnen gethan. Sie sind gut, Sie sind edel, Sie sind ein bewunderungswürdiges Geschöpf! Ich danke Ihnen. Sie geben mir das Leben, Sie geben mir die Hoffnung wieder! Und Sie sagen das nicht blos, um mich zu trösten, Sie wollen wirklich zu dem König sprechen? Sie wollen mir meinen Sohn, meinen lieben Albert, mein einziges Lebensglück wieder geben?

Und die Gräfin, strahlend vor Freude, mit ganz verändertem Gesicht, mit leuchtenden Augen, schaute Wilhelminen an, als wolle sie von ihren Lippen ihre Zukunft, ihre Seligkeit empfangen.

Ja, Madame, sagte Wilhelmine, und während sie nun sprach, senkte sie unwillkürlich, und wie beschämt über sich selber, die Augen nieder. Ja, Madame, ich will Ihnen Ihren Sohn wieder verschaffen. Ich verspreche Ihnen, daß ich Alles für Sie thun will, wenn Sie auch für mich etwas thun wollen.

Ich will! ich will! Für meinen Sohn thue ich Alles! Sprechen Sie, Madame, was ist es,

was kann ich, ein armes, verlassenes Wesen, was kann ich für Sie thun?

Madame, Sie können Vieles und Großes für mich thun! Sie können mir eine Stellung in der Gesellschaft, in der Welt, am Hofe geben.

Ich? fragte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln, ich, die ich nichts habe, ich, die ich nichts bin?

Aber Sie haben doch, wenn Sie wollen, Ihren Entrée bei Hofe? Sie könnten doch, wenn es Ihnen gefällig wäre, sich bei der Oberhofmeisterin melden und der Königin Ihre Aufwartung machen?

Die Gräfin hob stolz ihr Haupt empor. Natürlich, Madame, könnte ich das, wenn meine Verhältnisse es mir erlaubten; ich hätte nicht einmal nöthig, mich bei der Oberhofmeisterin zu melden. Die Gräfin Herke hat freien Zutritt zu den großen und kleinen Empfangstagen bei Hofe.

Oh, Madame, Madame! rief Wilhelmine aufjauchzend, dann ist mir geholfen, dann sind Sie es, welche mich retten, welche mir eine Gnade erzeigen kann, und ich werde Ihnen dafür als Gegendienst bewilligen, was Sie fordern! Madame, ich gebe Ihnen Ihren Sohn zurück, Sie geben

mir dafür die Hand und führen mich zur großen Cour bei der Königin ein.

Bei der Königin! rief Gräfin Herke ganz entsetzt, das ist es, was Sie fordern? Ah, ich begreife! Sie sind noch nicht bei Hofe präsentirt, und Sie verlangen von mir, daß ich das thun soll. Ich, die Gräfin Herke, soll Ihnen die Hand geben, um Sie der Königin zu präsentiren?

Wilhelmine nickte. Ja, Madame, das ist Alles, was ich von Ihnen fordere.

Das ist Alles! rief die Gräfin auffahrend. Das ist etwas Ungeheuerliches, etwas Unmögliches, Madame! Bedenken Sie, was Sie von mir fordern!

Madame, ich fordere einen kleinen Dienst, und biete Ihnen dafür die Freiheit Ihres Sohnes.

Madame, Sie fordern meine Schande! rief die Gräfin stolz gehobenen Hauptes, ja, meine Schande! Sehen Sie mich nur zornig an! Es ist so, wie ich sage: das Geschlecht der Herke gehört zu dem ältesten, angesehensten im ganzen Lande, alle meine Ahnen würden mich anklagen, wenn ich, die letzte Tochter unseres Hauses, der edlen und unglücklichen Königin diese Frau präsentiren wollte, um welche sie so viel gelitten,

diese Frau, welche sich eindrängen will in die Reihen des Adels, welche — Oh mein Gott, oh mein Gott, unterbrach sie sich auf einmal, wohin hat der Zorn mich geführt und verleitet!

Madame, fürchten Sie sich nicht, ängstigen Sie sich nicht; Sie sollen wenigstens erkennen müssen, daß, wenn ich auch keine hochgeborene Gräfin bin, ich doch verstehe, mich zu benehmen, wie es einer Gräfin geziemt und dem Unglück mit Nachsicht zu begegnen. Madame, ich will nicht gehört haben, was Sie da Alles sprachen; ich habe nur gehört, daß Sie unglücklich sind, und dem Unglück verzeiht man Vieles.

Ja, sie ist wahrlich eine ausgezeichnete, bewunderungswürdige Person, sagte die Gräfin leise vor sich hin.

Wilhelmine hatte die Worte wohl verstanden, und ein Lächeln erhellte ihr Angesicht. — Frau Gräfin, sagte sie, ich begreife den Stolz, der Sie meinen Vorschlag mit Empörung zurückweisen ließ. Es ist wahr, ich war anmaßend und hochmüthig, zu denken: daß eine so edle und erhabene Frau, wie Sie, mir die Hand reichen könnte, mir, die gebrochen hat mit der Welt, die allen Vorurtheilen trotzig und kühn gegenüber getreten ist, die mit der guten Gesell-

schaft in jahrelangem Kampfe gelebt hat, und nun die Waffen strecken und Frieden machen möchte mit dieser guten Gesellschaft, indem sie sich in ihre Reihen drängt. Sie haben recht, Frau Gräfin, es wäre anmaßend von mir, von Ihnen eine so große Gunst mir gegenüber zu beanspruchen. Aber Sie sollen wenigstens sehen, Madame, daß ich keine Unwürdige bin und daß ich mich wenigstens nicht erkaufen lasse. Ich ziehe meine Bitte und meinen Wunsch zurück, ich verlange nichts mehr von Ihnen, aber ich werde Alles gewähren, was ich versprochen habe. Sie wollen mich nicht anerkennen als Gräfin Lichtenau, wohl, so sollen Sie wenigstens anerkennen müssen, daß Wilhelmine Rietz ein gutes Herz hat, und daß sie eingedenk ist der Thränen, welche eine Mutter um ihren Sohn geweint. Im Namen meines Sohnes, meines Alexander, habe ich Ihnen versprochen, Ihnen den Sohn zurück zu geben, und ich halte Wort, Madame. Morgen schon spreche ich mit dem König, und ich werde es als eine Gunst, die er mir gewährt, ihm vorstellen, daß er Ihnen den Sohn frei giebt. Antworten Sie mir nichts, Madame, sagen Sie nichts. Leben Sie wohl und gehen Sie.

Indem sie die Gräfin mit einem zärtlichen Lächeln und einer Bewegung der Hand begrüßte, wandte sie sich dann zu dem Bilde ihres Sohnes hin, und beide Arme erhebend rief sie: Oh, mein geliebter Sohn, bist Du nun mit mir zufrieden?

So blieb sie stehen, ohne sich umzuschauen nach der Gräfin, die langsam, gesenkten Hauptes nach der Thüre hinschritt. Wilhelmine hörte es wohl, wie diese Thür sich öffnete, aber sie wandte sich nicht um, sie schaute immer noch nach dem Bilde ihres Sohnes empor. Da auf einmal legte sich eine Hand auf ihre Schulter. Wilhelmine wandte sich um, und das Antlitz der Gräfin schaute sie an mit einem freundlichen, milden Lächeln.

Wilhelmine Rietz, sagte sie, Sie sind eine gute Person, Sie haben ein braves Herz! Frau Gräfin Lichtenau, ich präsentire Sie morgen bei Hofe der Königin.

Wilhelmine stieß einen Schrei aus und sank vor der Gräfin nieder, und küßte ihr Gewand und ihre Hände, vielleicht um die Röthe der Scham zu verbergen, oder das Lächeln des Triumphes, das um ihre Lippen zuckte.

Am Abend dieses Tages fuhr die Gräfin

Lichtenau hinaus nach Potsdam, um dem König die Freudenbotschaft mitzutheilen, daß sie nun eine Patroneß gefunden, welche sie der Königin vorstellen würde, oder vielmehr, daß es von der Gunst des Königs abhänge, ihr dies zu gewähren.

Der König erklärte sich zu Allem bereit, und er lächelte, als ihm Wilhelmine dann das Gnadengesuch der Gräfin mittheilte.

Das ist sehr wenig und fast zu billig erkauft, sagte der König. Graf Herke hat Recht gethan, die Ehre seiner Mutter und seines Vaters zu vertheidigen, und ich würde ihn ohnedies bald aus dem Arrest entlassen haben. Du hast nicht nöthig, Wilhelmine, dies der Gräfin zu sagen, mag sie es immerhin als eine Gunst ansehen, welche Du ihr verschafft hast. Aber wir wollen ihr noch außerdem eine Pension, ein Jahrgehalt aussetzen, und das möge ihr beweisen, daß nicht Alle, welche vormals in ihrem Hause gewesen und da heitere Abende zugebracht, daß nicht alle diese treulos sind. Ich war als Kronprinz viel in dem Hause der Gräfin Herke, und wenn sie nicht zu stolz gewesen wäre, sich früher an mich zu wenden, würde ich es schon längst für meine Pflicht gehalten haben,

ihr eine Pension zu bewilligen. — Nun soll sie dieselbe durch Dich erhalten, Wilhelmine, und ich will sie morgen bei der Königin begrüßen, denn ich gedenke diesmal der großen Cour selbst beizuwohnen.

Dann, Majestät, rief Wilhelmine, wollen wir uns ein Vergnügen bereiten. — Behandeln wir es als ein tiefes Geheimniß, daß ich Jemand gefunden, der mich präsentirt. Lassen wir die Damen alle in dem guten Glauben, daß es mir unmöglich gewesen, eine Patroneß aufzufinden, und beobachten dann Eure Majestät morgen bei der Cour die stolzen und triumphirenden Gesichter. — Es wird ein allerliebstes Vergnügen für Sie sein, und ich Majestät, ich will es so einrichten, daß die Gräfin Herke und ich zuletzt eintreten.

Der König lachte. — Du bist von einem unerschöpflichen Humor, Wilhelmine, und weißt wie ein fleißiges Bienchen aus Allem Honig zu saugen. —

Am andern Abend rollten die Carrossen der vornehmen Aristokratie dem königlichen Schlosse zu. Alle Damen der vornehmen Gesellschaft hielten es heute für ihre Pflicht, der großen Cour der Königin beizuwohnen, und selbst

diejenigen, welche sich krank und elend fühlten, hatten sich heute zusammengerafft, große Toilette angelegt und wollten bei Hofe erscheinen, um dem Triumph der Königin und der Niederlage der Gräfin Lichtenau beizuwohnen.

Denn sie hat keine Patroneß gefunden, überall hat man sie abgewiesen, überall sind ihr die Thüren verschlossen gewesen. Sie hat keine Patroneß gefunden, und folglich kann sie nicht bei Hofe erscheinen, und folglich ist sie für immer ruinirt und wird sich von dieser Niederlage nicht erholen.

Das flüsterten und sprachen die Damen unter einander, als sie in dem großen Audienzsaal versammelt waren und die Königin mit ihrem Gefolge erwarteten.

Es ist ein wahres Glück, daß wir diesen Schlag zurückweisen konnten, — es wäre eine Niederlage gewesen für die ganze hohe Aristokratie, wenn wir diese Person in unsere Reihen hätten aufnehmen müssen, und welch ein Kummer für die Königin, die verhaßte Feindin begrüßen zu müssen!

Während sie mit leidenschaftlicher Indignation so sprachen, vergaßen sie, daß in diesen selben Räumen die Königin mehr als eine ver=

haßte Nebenbuhlerin empfangen hatte, nur daß diese Nebenbuhlerinnen Gräfinnen und Aristokratinnen gewesen waren!

Jetzt thaten die Thüren der Gemächer der Königin sich auf, der Hofmarschall mit dem goldenen Stabe erschien in der Thür und meldete die Majestäten. Dann unter dem Vortritt der Pagen trat die Königin am Arm ihres Gemahls herein und die Hofbeamten und Hofdamen folgten dem königlichen Paar. Es war eine Ueberraschung der seltensten Art, und kaum der Etiquette angemessen, daß der König bei der großen Cour Ihrer Majestät selber erschien.

Aber es war ein neuer Triumph für alle diese Damen, denn der König hat natürlich erwartet, daß die Gräfin Lichtenau hier sein würde, und er wird nun sehen, daß alle Macht des Königs nicht ausreicht, um den Widerstand der Aristokratie zu beugen.

Die Königin ließ ihre milden blauen Augen an dem ganzen Kreis der Damen vorüber gleiten, und ein Ausdruck des Schreckens malte sich in ihren sanften Zügen. — Sie sah die Gräfin Lichtenau nicht, und doch hatte der König ihr vorher gedankt, daß sie sie empfangen wollte, und hatte sogar die Gnade gehabt, ihr Jahrgeld

zu erhöhen aus Freude über ihre Güte. Und nun, nun ist die Gräfin nicht da!

Die Königin wandte jetzt den erregten Blick zu dem Gemahl empor und es verwunderte sie, daß er lächelte und vollkommen heiter blickte.

Die große Cour begann, und die Gräfinnen, eine nach der andern, näherten sich der Königin, welche an der Seite des Gemahls auf dem Thronsessel unter dem Baldachin Platz genommen hatte. Die Oberhofmeisterin nannte mit lauter Stimme die Namen der Herantretenden, und diese verneigten sich vor den Majestäten, die mit ihnen einige freundliche Worte wechselten und dann die Damen vorüber gehen ließen nach der andern Seite.

Nur noch wenige der vornehmen, neu eingeführten Damen waren jetzt zu präsentiren, als auf einmal durch die geöffneten goldenen Flügelthüren des Audienzsaales zwei Damen in den Saal eintraten. Die eine, hochgewachsen, stolz, mit bleichem Antlitz, einfach aber würdig gekleidet, in schwarzer Sammetrobe mit schwarzer, silbergestickter Schleppe; die andere, prachtvoll anzusehen, in goldbrocatenem Kleide, die funkelnde Grafenkrone auf dem schönen Haupte über der klaren, lächelnden Stirn, das Antlitz hold er=

röthet vor Stolz und Freude, daß es aussah wie das Antlitz eines jungen Mädchens.

Ein Ausdruck des Schreckens und des Entsetzens malte sich auf den Angesichtern aller der Damen, die im Kreise zu beiden Seiten des Saales standen. Die Oberhofmeisterin, welche neben dem Sessel der Königin stand, erblaßte vor Zorn, die Königin lächelte mild und das Antlitz des Königs strahlte vor Vergnügen.

Langsam, Hand in Hand, schritten die beiden Damen durch den Saal dahin und stellten sich am untern Ende bei den noch zu präsentirenden Damen auf. Eine nach der andern trat nun zu dem Thronsessel der Königin und die Oberhofmeisterin nannte ihre Namen. Nun trat eine athemlose, tiefe Stille ein. Die Gräfin Herke trat vor, und mit leiser Stimme sagte die Oberhofmeisterin:

Ihre Excellenz, die verwittwete Gräfin Herke.

Sie that einige Schritte vorwärts und führte an ihrer Hand diese stolze, blendende, bezaubernde Schönheit heran, deren Fuß noch niemals das Parquet dieses Saales betreten, deren Name noch nie in diesen Hallen ertönt war.

Majestät, sagte die Gräfin Herke mit lauter,

feierlicher Stimme, Majestät, ich erlaube mir Ihnen hier die Gräfin Lichtenau zu präsentiren.

Wieder eine athemlose Stille. Dann hörte man die sanfte Stimme der Königin, welche sagte: Ich heiße die Gräfin Lichtenau willkommen! Und dann reichte ihr die Königin die Hand zum Kusse dar.

Und nun, aller Etiquette zum Trotz, stürzte die Gräfin vor, ließ sich auf ein Knie vor dem königlichen Throne nieder, faßte die Hand der Königin, drückte sie fest an ihre Lippen, und zwei heiße, brennende Thränen fielen aus ihren Augen auf die Hand der Königin nieder.

In den Augen der Königin glänzten auch Thränen; mit sanfter, zitternder Stimme bat sie die Gräfin, aufzustehen, und wandte sich lächelnd an den König, der sich erhoben hatte.

Mein theurer Herr und Gemahl, sagte sie, ich präsentire Ihnen hier die Gräfin Lichtenau, die jüngste aller unserer Gräfinnen. Ich empfehle sie Ihrer Gnade.

Wilhelmine aber erhob nicht den Blick zu dem König. Sie fühlte sich beschämt, niedergebeugt, zerschmettert von den sanften Worten der Königin, und jedes derselben klang wie ein Vorwurf, wie eine Anklage in ihrem Herzen wieder.

5.

## Die beiden Freier.

Der König war krank; die Aerzte hatten ihm das Bad Pyrmont zur Stärkung und Kräftigung empfohlen, und der König hatte sich mit dem ganzen Train seines königlichen Hofhalts dahin begeben. Auch die Gräfin Wilhelmine von Lichtenau hatte auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs ihn dahin begleitet. Sie sollte ihn amüsiren und die trüben Wolken von seiner Stirn scheuchen mit ihrem Lächeln, ihrem Frohsinn und ihrer Heiterkeit. Sie allein verstand es, den König aufzuheitern und ihn lachen zu machen mit ihren fröhlichen Geschichten und ihren drolligen Einfällen! Nicht immer freilich mochte es ihr so heiter zu Muthe sein, auch für sie gab es wohl Sorgen und Kümmernisse; aber die müssen ver-

borgen bleiben tief in der Stille ihres Herzens, und das Lächeln muß ewig auf den Lippen der Gräfin von Lichtenau thronen. Die Königin hat wohl das Recht, den Kummer zu zeigen, und in ihrer Verlassenheit, im stillen Bad zu Freienwalde mag sie darüber zürnen, daß sie allein und vergessen ist. Vieltausend Herzen werden mit ihr sympathisiren, und wenn sie weint, werden Alle sich demuthsvoll vor ihr neigen und es anerkennen, daß sie ein Recht dazu hat. Aber wenn die Gräfin Lichtenau weint, wird sie nur höhnischen Blicken begegnen, und wenn sie klagen und murren will, wird man mit den Achseln zucken und sich von ihr wenden. Sie ist die Königin des Tages. Huldigend naht sich ihr Jeder, in den Staub vor ihr beugen sich alle diejenigen, welche vom König etwas begehren, welche einer Gunstbezeigung sich erfreuen möchten! Aber wer nichts begehrt, wer unabhängig ist, der wendet sich ab von ihr und scheint sie nicht zu kennen.

Wer aber ist unabhängig auf Erden? Die deutschen Reichsfürsten alle scheinen's nicht zu sein, denn sie alle beeilten sich, nach Pyrmont zu kommen, um dem König von Preußen ihre Huldigungen darzubringen und um die Gunst der Gräfin Lichtenau zu werben.

Sie war in der That noch immer eine schöne, bezaubernde Erscheinung. Das Glück ließ sie doppelt anmuthig und jung erscheinen; es schärfte ihren Verstand und Witz, und Jedermann war erstaunt über das edle, feine Betragen, die echt aristokratischen Manieren der Gräfin Wilhelmine von Lichtenau.

Wilhelmine, sagte der König zu seiner Freundin, Du bist eine Zauberin, Du hast alle Herzen erobert und Alles liegt Dir huldigend zu Füßen! Die deutschen Reichsfürsten erinnern sich kaum, daß ich König bin, sie betrachten mich nur als den Freund der Gräfin Lichtenau, die alle Herzen in ihre Bande geschlagen hat und um derentwillen sie allein hier verweilen!

Wilhelmine lächelte: Wissen Eure Majestät auch warum? Diese Herren glauben alle, daß ich Millionen besitze, und Millionen haben selbst für einen deutschen Fürsten einen guten Klang! Meine Millionen wollen sie heirathen! Meinen Millionen huldigen sie, denen machen sie die Cour, und wenn's nicht anders sein kann, wollen sie diesen zu Liebe auch meine kleine, unwürdige Person mit in den Kauf nehmen. Das, mein gnädigster Herr und König, ist das Geheimniß dieser Huldigungen von den deutschen Fürsten.

Es scheint, Du glaubst nicht sehr an die Liebe und Anbetung der Menschen?

Sie schüttelte mit einem hellen Lachen das Haupt. Ganz und gar nicht, Majestät, ich glaube an nichts, außer an die Gnade Eurer Majestät! Oh, mag diese mir leuchten und strahlen bis an's Ende meines Lebens, denn sie ist die Sonne meiner Tage!

Der König seufzte. Ach, Wilhelmine, ich werde das Ende Deines Lebens glücklicherweise nicht schauen, ich werde vor Dir sterben! Still! betheure nichts! Ich fühle zuweilen das schwarze Gespenst, das hinter mir herschleicht! Hilf mir, daß ich es vergesse, Wilhelmine, und laß mich wieder froh sein und mich nicht daran denken! Wir sprachen von Deinen Anbetern; sage, Du glaubst, daß nicht Einer Dich wahrhaft liebt?

Wilhelmine schien ernsthaft nachzudenken. Da ist der Herzog von Hildburghausen, sagte sie, sein Land ist verschuldet, er braucht Geld; dem Herzog von Gotha geht es ebenso. Da ist der Fürst von Reuß; er schwur mir gestern, daß er um meinetwillen bereit wäre, der ganzen Welt den Handschuh hinzuwerfen! Aber Eure Majestät wissen wohl, er hat die drollige Eigenschaft, niemals Handschuhe zu tragen, und ich machte

ihn darauf aufmerksam; da erröthete er und wandte sich ab. Da ist der Herzog von Braunschweig, ah, da sind sie Alle, Alle, und immer bleibt das Lied wahr, was der Capellmeister Himmel mich gelehrt hat und was mein ABC und mein Breve ist.

Und mit schmetternder, klangvoller Stimme und lächelndem Munde begann Wilhelmine zu singen:

Die Männer taugen alle nichts,
Es lebt nicht Ein Getreuer,
Betrug und Falschheit ist ihr Ziel,
Sie wechseln stets nach Launen.

Doch nein, unterbrach sie sich selber, ich will nicht das ganze Geschlecht verdammen, es giebt doch zwei, die mich wahrhaft lieben, das ist —

Nun? fragte der König gespannt, ich wäre in der That neugierig, diese zwei Herren, oder vielmehr diesen andern zu kennen, denn der eine von den Beiden bin ich.

Sie schüttelte langsam das Haupt und schaute ihn mit einem tiefen, seelenvollen Blick an. Nein, Majestät, Sie lieben mich nicht, Sie sind nur großmüthig und edel zu mir und gönnen mir das Glück Ihrer Freundschaft. Eure Majestät zähle ich nicht mit zu den anderen Sterblichen!

Die Zwei, von denen ich reden will, das ist erstens Lord Spencer und zweitens der dicke Schmidts; die Beiden lieben mich, und der Beweis davon ist, daß der Lord heut' Morgen von London, der dicke Schmidts von Berlin gekommen ist. Sie können nicht ohne mich leben, behaupten sie, obwohl der dicke Schmidts, seitdem ich fort bin, nicht dünner geworden ist, und es dem alten Lord Spencer nicht ergangen ist wie Falstaff, der von seiner Dicke behauptet, Kummer und Sorge treiben den Menschen auf, wie ein altes Faß. Lord Spencer ist noch immer so hager und mager, wie er immer gewesen, trotz seines Jammers um mich. Er behauptet zwar, Kummer und Gram hätten ihm das Haar gebleicht, ich versichere aber Majestät, daß die Haare des ehrwürdigen Lord Spencer schon so bleich waren, als ich ihn vor zwei Jahren in Rom kennen lernte. Inzwischen liebt mich der alte Herr wirklich sehr und trotz seiner siebenzig Jahre ist er feurig wie ein Jüngling. Oh, Eure Majestät sollten nur hören, mit welcher Gluth er mich seiner Liebe versichert, und wie er Himmel und Hölle heraufbeschwört, daß sie Zeugniß geben sollen von seiner Liebe.

Ich möchte das wohl hören, sagte der König

lächelnd, aber ich fürchte, ich würde eifersüchtig werden. Meinst Du nicht auch, Wilhelmine?

Nein, erwiderte sie, kann denn die Sonne eifersüchtig sein auf ein paar Oellämpchen, die uns die dunkle Kammer erhellen? Ein Strahl von ihr genügt, um sie unsichtbar zu machen. Aber ich glaube, Eure Majestät könnten heute einen kleinen Scherz haben. Der dicke Schmidts und mein englischer Anbeter haben sich heut' Morgen bei mir anmelden lassen zu einer ernsten Unterredung, wie sie Beide mir geschrieben haben. Ich habe den Einen um zwölf, den Andern um halb ein Uhr zu mir bestellt, und wenn Eure Majestät sich einen Spaß machen wollen, so hören Sie zu, was diese Herren reden. Sie dürfen es natürlich nicht ahnen, daß Eure Majestät Zeuge unserer Unterhaltung ist. Ich schiebe den Lehnstuhl dicht an die Portière und begebe mich in den anstoßenden Salon, setze mich dann auf den Divan, der dicht an der Thür steht, und Eure Majestät können Alles hören und, wenn Sie vorsichtig sind, auch Alles sehen!

Der König lächelte, der Vorschlag der Gräfin versprach wenigstens für eine Stunde Zerstreuung und Amusement. Es mußte allerdings ergötzlich sein, die beiden Hauptcourmacher der

Gräfin zu belauschen, ohne daß sie es ahnten. Er nahm den Vorschlag seiner Freundin an und ließ sich auf den Lehnstuhl nieder, den sie ihm an die Portière gerückt hatte.

Und nun, mein theurer König, flüsterte sie, nun begebe ich mich in den Salon, denn hören Sie nur, es schlägt zwölf Uhr, und ich bin gewiß, daß der leidenschaftliche Anbeter, Lord Spencer, sehr pünktlich sein wird. Eure Majestät weiß wohl, daß Lord Spencer zugleich Bischof von Londonderry ist? Für einen Bischof scheint es mir aber eine Cardinalsünde zu sein, daß er mich liebt, nicht wahr, Majestät?

Und lachend schlüpfte Wilhelmine durch die Portière in den Salon.

Kaum einige Minuten nachher meldete der eintretende Lakai Seine Hochwürden den Lord Spencer, Bischof von Londonderry. Wilhelmine erhob sich, um ihm entgegen zu gehen. Sie wollte den hochgewachsenen Herrn mit dem langen, weißen, flatternden Haar mit einem zierlichen Gruß und einer tiefen Verbeugung empfangen. Er aber lachte laut auf und schloß sie ohne Umstände in seine Arme. „Das fehlte auch noch, zum Donner, daß ich von London mit einem eigenen Segelschiff und mit Courierpferden her-

gekommen wäre, um die Gräfin Lichtenau als Staatspuppe und Hofdame zu begrüßen! rief er polternd. Für mich giebt es nur die schöne, angebetete Wilhelmine Rietz, meinen Liebling, meinen Engel! Und Engel küßt man und betet sie knieend an.

Sie müssen es freilich verstehen, mit Engeln umzugehen, lachte Wilhelmine; ein frommer Bischof steht den Engeln näher, als wir anderen Menschenkinder! Ihr frommes Herz weilt nur im Himmel bei den Heiligen.

Nein, zum Teufel, nein! rief der Lord, ich will nichts mit den Heiligen zu schaffen haben, und ein irdischer Engel wie Du ist mir lieber, als alle die lobsingenden und Psalmen jodelnden Engel im Himmel! Ja, Wilhelmine, so ist es, und zum Beweis dessen bin ich hier! Laß Dich ansehen, allerschönste Zauberin; ich bin noch immer wie Rinald und liege in Deinen Ketten, und das hat mich hergezogen von London her, muß die Luft einathmen, die Du athmest!

Aber Mylord! rief Wilhelmine, was würde der König sagen, wenn er Sie so sprechen hörte!

Der König? rief er achselzuckend, der König würde beschämt gestehen müssen, daß meine Liebe viel glühender ist als die seine. Ja, Madame,

ich liebe Sie, wie kein anderer Sterblicher Sie liebt! Mein Herz ist ein großes Lustschloß, in welchem die Kammern Ihnen allein gehören! Und ein jedes Zimmer davon ist mit Ihrem Namen, Ihrem Bildniß, Ihrer charmanten Figur ausgeschmückt. Aber, meine Freundin, neben diesem Schlosse liegt, was man die Foresteria des Klosters nennt, worin die fremden Gäste, die Tauben, Lahmen, Buckligen und Blinden Aufnahme finden. *)

Ein lautes Lachen Wilhelminens unterbrach den Lord in seinen feurigen Betheuerungen; er schaute ganz verwundert auf, denn es schien ihm, als wenn dieses Lachen ein Echo gefunden, ein tieferes, männliches Echo.

Wir sind doch allein, Wilhelmine? fragte der Lord und that rasch einige Schritte nach der Portière hin. Aber Wilhelmine hielt ihn fest.

Sagen Sie, Mylord, in der Foresteria scheint es mir recht lustig herzugehen, und während ich mich in dem Schlosse langweile, haben Sie in der Foresteria allerlei Plaisirs vor.

Allerlei Plaisirs? wiederholte der Lord, wenn

*) Lord Spencer's eigene Worte. Siehe: Mémoires de la Comtesse de Lichtenau.

man eine Wilhelmine kennt, gieb'ts kein anderes Vergnügen, als an sie zu denken! Ich hoffe nicht, daß Du mich der Untreue beschuldigen wirst, Zauberin; ich bin Dir treu, treuer als irgend ein Mann, treuer wie der König. Ich hoffe, Du wirst meine Liebe nicht mit der des Königs vergleichen. Was thut er für Dich? Nichts. Du giebst ihm Alles, er giebt Dir nichts!

Nichts gegen den König! rief Wilhelmine; Sie wissen, er ist mein höchstes Glück, mein Herr, mein Gebieter, mein Gott auf Erden! Ich danke ihm Alles, was ich bin!

Und was bist Du? Alles, was Du bist, bist Du durch Dich allein! Der König hat Dir nichts gegeben, als den kalten Titel einer Gräfin. Ach, göttliche Freundin, was hilft Dir der Grafentitel ohne Reichthum, ohne Geld? Weißt Du, weshalb ich gekommen bin? Ich bin gekommen, um Dir zu sagen: Wilhelmine, folge mir, gehe mit mir nach England, rette Dich, da es noch Zeit ist! Ich biete Dir mein Schloß in England, meine Schlösser tutti quasi in Irland, und meine Börse, die ich gern mit einer Freundin theile, die die Alleinherrscherin meines Herzens ist!*)

---

*) Lord Spencer's eigene Worte. Siehe: Mémoires de la Comtesse de Lichtenau.

Nimm es an, Wilhelmine, was ich Dir biete; der König hat Dir einen Titel gegeben, ich aber ängstige mich Deinetwillen, denn von dem leeren Titel kannst Du nicht leben. Ich will Dir eine rechtskräftige Verschreibung geben auf mein Schloß in England, und Dir außerdem eine jährliche Einnahme von zweitausend Pfund zusichern lassen, wenn Du Dich entschließen kannst, meine letzten Lebensjahre zu verklären und mir zu folgen nach England. Sage, daß Du's willst, in einer Stunde sind Courierpferde hier, wir reisen, und von London aus meldest Du dem König Deinen Entschluß!

Wilhelmine lachte wieder. Und um mir das zu sagen, sind Eure Herrlichkeit vor einer Stunde von London gekommen, und sind bereit, in einer Stunde wieder abzugehen?

Du weißt, mein Blut jagt feurig durch meine Adern, ich bin ein Mann von raschen Entschlüssen. Mache es wie ich, komm, rette Dich vor aller Zukunft und Gefahr! Da ist meine Hand, schlage ein, der Tractat ist abgeschlossen, wir reisen!

Er reichte ihr seine Hand; Wilhelmine aber trat zurück und nahm sie nicht an. Reisen Sie, Mylord, Sie sind Herr Ihres Thuns und Lassens, ich aber reise nicht mit, mein Platz ist hier

an der Seite des Königs! Er hat ihn mir vergönnt in glücklichen Tagen, ich will ihn mir behaupten in den Tagen seiner Leiden und Krankheit!

Was? schrie der Lord laut, Du weigerst Dich, mir zu folgen, meine großmüthigen Pläne anzunehmen?

Ich weigere mich entschieden! erwiderte sie lebhaft.

Weißt Du, schrie der Lord mit immer lauterer Stimme, weißt Du, daß das ganz erbärmlich, ja mehr als erbärmlich, daß das dumm von Dir ist? Weißt Du, daß Du Dein Glück, Deine Zukunft, Deine Unabhängigkeit und Deine Ehre von Dir stößt, wenn Du mich verstößt? Weißt Du, daß, wenn ich die Schwelle dieser Thür überschritten habe, auch das Glück von dannen geht und das Unglück zu Dir eintritt?

Ich habe mir freilich das Glück in einer andern Gestalt gedacht, und ich will abwarten, ob ich mich getäuscht habe, oder Sie, Mylord.

Ich beschwöre Dich, sagte er dringend, ihre beiden Hände in den seinen pressend, ich beschwöre Dich, warte es nicht ab! Komm mit mir, denn ich sage Dir, Du bist verloren, wenn Du es nicht willst! Was thut denn dieser König?

Hat er Deine Zukunft gesichert? Hat er Dich so gestellt, daß Du unabhängig leben kannst, selbst wenn der unglückliche Fall einträte, daß er nicht mehr wäre? Hat er daran gedacht, daß er sterben kann?

Mylord, unterbrach ihn Wilhelmine heftig, ich verbiete Ihnen, noch ein einziges Wort zu reden! Schelten Sie mich so viel Sie wollen, zürnen Sie mir, aber kein Wort gegen den König, kein einziges!

Es ist gut, grollte der Lord, ich schweige von ihm, aber Du sollst sehen, wie sehr ich Dich liebe, denn ich wiederhole noch einmal meine Vorschläge: komm mit mir, Wilhelmine, ich will Deine Zukunft sichern, ich will Dir ein reiches Jahrgeld aussetzen, Du sollst die Herrin eines glänzenden Schlosses, einer reichen Dienerschaft sein, ich will Dich umgeben mit allem Luxus, und ganz Europa soll davon sprechen, wie sehr Lord Spencer seine Freundin feiert! Bedenke das, und bedenke, wenn Du meinen Vorschlag nicht annimmst, daß eine Zeit kommen kann, wo Du in Armuth und Dürftigkeit, von den Menschen geschmäht und verspottet, vielleicht verfolgt von Deinen Feinden, leben mußt! Wilhelmine, nimm Vernunft an und folge mir!

Nein, sagte sie laut und heftig, nein, ich bleibe, mag Alles, was Sie sagen, eintreffen! Mag ich geschmäht, verfolgt, verspottet werden, ich will Alles dulden um meines Königs willen, denn ich liebe ihn! Hören Sie wohl, Mylord, ich liebe ihn und will für ihn leben, so lange es Gott gefällt!

Nun! rief der Lord, ihre Hand wegschleudernd, so habe Dein Schicksal, so nimm es hin! Du Undankbare, Du Grausame! Heute noch verlasse ich Pyrmont und kehre nach England zurück mit dem trostlosen Gefühl, daß es eine undankbare, thörichte Person giebt in dieser Welt, und daß ich die geliebt habe, als wäre es ein Engel!

Und ohne sie noch eines Blicks und Grußes zu würdigen, stürmte er hinaus. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, öffnete sich die Portière und der König erschien in derselben, bleich, mit Thränen in den Augen. Er breitete die Arme aus.

Wilhelmine, Du Treue, Du Bewährte, komm an mein Herz!

Sie schrie laut auf und warf sich mit Ungestüm an seine Brust, küßte seine Hände und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

Da sollst Du ruhen, mein Liebling, ruhen in

Frieden. Es mag eine Zeit kommen, wo sie Dich schmähen und verfolgen, und wo ich Dich nicht mehr schützen kann: aber ich gelobe Dir, Wilhelmine, so lange ich lebe, soll Niemand es wagen, Dich anzugreifen, und wenn ich Dich auch nicht zu einer Königin machen kann, so sollst Du doch die Ehren und Huldigungen empfangen, die einer Königin gebühren! Das gelobe ich Dir in dieser Stunde, und Du sollst sehen, daß ich Wort halte. Und darauf reiche mir Deine Lippen dar, Wilhelmine, daß ich sie küsse!

Sie hob das Haupt empor und der König drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen.

Das ist das Siegel meines Schwurs, Wilhelmine, so lang ich lebe, bist Du die Königin meines Herzens!

Es klopfte an die Thür des Salons, und Wilhelmine schob den König zurück auf seinen Lehnsessel und schloß vorsichtig die Portièren.

Es wird mein anderer Anbeter, der dicke Schmidts, sein, sagte sie. Sie hatte recht. Es war der dicke Schmidts, welchen der Lakai jetzt anmeldete, und keuchend und pustend und dennoch bemüht, recht leichtfüßig und behend zu er=

scheinen, rollte sich der dicke Schmidts, der Falstaff von Berlin, in den Salon hinein.

Da ist meine Feuerkugel! rief Wilhelmine ihm entgegen, da ist mein Meteor! Ich bin geblendet von seinem Glanz, ich bin entzückt von seiner himmlischen runden Gestalt! Oh, Schmidts, Sie kommen mir vor, wie eine riesengroße Kanonenkugel, die gefüllt ist mit Kartätschen von Lügen und Narrheiten und falschen Schwüren.

Aber Holdseligste! rief Schmidts lachend, Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen, Sie fallen gleich mit Anschuldigungen und Anklagen über mich her, und Sie wissen doch, daß ich der treueste und devoteste von allen Ihren Anbetern bin.

Sind Sie von Berlin gekommen, um mir das zu sagen? fragte Wilhelmine.

Der dicke Schmidts lächelte und trocknete sich mit dem seidenen Taschentuch die Schweißtropfen von der Stirn, die in großen Tropfen über sie niederrollten.

Blos deshalb, entgegnete er. Berlin schien mir öde und ausgestorben, seit Sie nicht mehr da waren, und es half nichts, ich mußte trotz der Hitze mich auf den Weg machen, bin Tag und Nacht gefahren, um herzukommen; und damit

Sie auch sehen, daß ich in Berlin an Sie gedacht habe, erlauben Sie mir, Ihnen dies kleine Andenken mitzubringen.

Er reichte der Gräfin ein Etuis dar, und als sie es öffnete, stieß sie einen Schrei der Freude aus: Ah, Schmidts, was das für köstliche Brillanten sind, und wie das leuchtet und funkelt, als wären's Sterne, die Sie vom Himmel heruntergeholt und in ein Paar solcher Ohrringe gefaßt hätten! Warten Sie nur, warten Sie, ich will's dem lieben Gott verrathen, daß Sie den Himmel bestohlen haben, um solch einer leichtfertigen Person willen, wie ich es bin! Aber ich bin Ihnen von ganzem Herzen dafür dankbar, mein lieber Schmidts, fuhr sie fort, indem sie ihm ihre Hand darreichte, Ihr Geschenk ist kostbar, es macht Ihnen und mir Ehre! Ich danke Ihnen!

Und ist das Alles? fragte Schmidts trübselig, hab' ich nicht eine kleine Belohnung verdient?

Eine Belohnung für Ihre Brillanten?

Nein, Belohnung dafür, daß ich in der Hitze hierher gekommen bin, immer in der Gefahr, auseinander zu fließen und —

Als ein großer Fettfleck in Ihrem Wagen hier anzukommen! unterbrach ihn Wilhelmine

laut lachend. Was für eine Belohnung begehren Sie?

Einen Kuß, flötete Falstaff, einen einzigen Kuß, Grausame. Ich werbe schon seit einem Jahr um diese höchste Gunst, gewähren Sie dieselbe mir jetzt!

Nun denn! rief Wilhelmine, ich will Ihnen diese höchste Gunst gewähren und Ihnen einen Kuß geben, aber nur unter einer Bedingung!

Nennen Sie mir diese Bedingung, rief Falstaff begeistert aus, und wäre sie noch so schwer, ich würde sie erfüllen!

Sie ist allerdings schwer! lächelte Wilhelmine, ich will Ihnen einen Kuß geben unter der Bedingung, daß Sie auf Ihren Knieen fußfällig mich darum bitten.

Da machte Falstaff ein gar bedenkliches Gesicht, sah sich den Fußboden an, und sah wieder auf seine tonnenähnliche Gestalt, und dann wieder zu ihr auf, die lächelnd, mit aller verführerischen Grazie vor ihm stand. Wohlan, es sei, ich will das Ungeheure thun, der liebe Gott mag wissen, was weiter daraus wird!

Ein ungeheurer Knall ertönte jetzt, die Möbel im Zimmer bebten, und ein schmetterndes Lachen klang von Wilhelminens Lippen, denn Falstaff

Schmidts hatte sich auf seine Kniee niedergeworfen, und wie ein Erdbeben hatte dies das Gemach erschüttert.

Sie sehen, ich liege hier auf meinen Knieen, stöhnte Falstaff, nun lassen Sie auch das Glück sich auf mich niederlassen, geben Sie mir den Kuß!

Wohlan, es sei! rief Wilhelmine, Sie haben mir den höchsten Beweis Ihrer Liebe gegeben, und nun sollen Sie dafür den höchsten Lohn empfangen.

Sie neigte sich über ihn, und er hob das Haupt und die gespitzten Lippen zu ihr empor, aber bevor noch dieser lang verweigerte Kuß gegeben ward, that sich die Portière, die in das anstoßende Gemach führte, auseinander, und der König erschien in derselben.

Seine Majestät der König! rief Wilhelmine mit dem Ausdruck des Entsetzens.

Der König, ach, der König! ächzte Falstaff, indem er sich vergeblich bemühte aufzustehen.

Ja, der König! rief Friedrich Wilhelm, indem er langsam vorschritt, der König, welcher einen seiner Unterthanen als Hochverräther erkennen muß und ihn in flagranti ertappt. Oh Wilhelmine, was muß ich erleben, Sie dulden,

daß dieser Adonis Ihnen zu Füßen liegt? Ungetreue!

Sire, ich bitte um Gnade! sagte Wilhelmine demüthig. So stehen Sie doch auf, Schmidts.

Stehen Sie doch auf! befahl der König mit gebieterischem Tone. Und der dicke Schmidts, außer sich vor Entsetzen, machte krampfhafte Anstrengungen, sich zu erheben. Aber sie waren vergeblich, die kolossale Gestalt wollte sich nicht dem Willen ihres Eigenthümers fügen, und es war nichts in der Nähe, woran sich die kleinen, zitternden Hände halten und die Gestalt emporrichten konnte. Der Schweiß rann ihm in dicken Tropfen über die Stirn, und seine Lippen ächzten zitternd: Gnade, Majestät, Gnade!

Der König hielt sich nicht länger, er hatte sich vergeblich bemüht, noch weiter seine ernste Miene zu behaupten, der Anblick war zu komisch, zu anreizend. Er lehnte sich auf den Krückstock, dessen er selber jetzt immer bedurfte, wenn er aufstand, schaute mit einem seligen Gesicht auf den knieenden Falstaff hin, und brach in ein lautes Gelächter aus, wie es lange nicht von seinen Lippen gehört war, schritt langsam zu dem Knieenden heran und winkte Wilhelmine zu sich.

Nun, Wilhelmine, seien Sie nicht grausam, helfen Sie mir unsern lieben Freund wieder auf die Beine bringen.

Und lächelnd reichten sie ihm die Hände und waren ihm behülflich, sich zu erheben. Er seufzte tief auf, und es klang wie das Pusten eines Wallfisches, als Falstaff jetzt mit diesem Seufzer seiner inneren Bedrängniß Luft machte, und die kleinen, geschwollenen Augen richteten sich mit einem flehenden Ausdruck auf den König und sprachen, was seine keuchenden Lippen jetzt nicht zu sprechen vermochten: Gnade, Majestät, Gnade!

Der König verstand die Sprache dieser Blicke und nickte ihm freundlich zu.

Müssen künftig vorsichtiger sein, mein Lieber, müssen sich nicht auf solche Wagnisse einlassen! Da, nehmen Sie das! Und der König reichte dem entzückten Tuchfabrikanten Schmidts den Stock dar, auf welchen er selbst sich gestützt hatte, ein echtes spanisches Rohr, dessen Krücke von Bergkrystall mit großen Türkisen besetzt war. Nehmen Sie das, mein lieber Schmidts, zum Andenken an diesen drolligen Moment. Der König, mein großer Oheim Friedrich, hat diesen Stock getragen, er mag Ihnen ein Andenken

sein an ihn und mich! Und wenn Sie wieder 'mal solchen verliebten Abenteuern nachgehen, so nehmen Sie diesen Stock mit sich, er mag Ihnen aus der Noth helfen!*)

Wilhelmine, sagte der König, als sie wieder allein waren, unser guter Berliner Falstaff hat mich herzlich ergötzt, und diesen Liebhaber gönne ich Dir von ganzem Herzen. Was aber den drolligen und unverschämten Lord Spencer anbetrifft —

Oh, Majestät, unterbrach ihn Wilhelmine zärtlich, denken Sie nicht mehr an ihn. Sie wissen es ja: er verläßt heute noch Pyrmont und kehrt nach England zurück. Vergessen Sie, was der tolle Mensch in seinem Unmuth gesagt hat, und bedenken Sie gnädigst, daß er von der Anwesenheit Eurer Majestät nichts wußte.

Ich bedenke das, Wilhelmine, sagte er gedankenvoll. Es ist wahr, er hat manches Aer-

---

*) Des Königs eigene Worte. Diesen Stock, welchen bei der eben angeführten Gelegenheit König Friedrich Wilhelm dem dicken Schmidts schenkte, erhielt in späteren Jahren der berühmte Arzt Geheimrath Hein, als er den Sohn des dicken Schmidts von gefährlicher Krankheit geheilt hatte, zum Geschenk, und er ward leider später von dem Sohn des Geheimrath Hein in's Ausland, nach Frankreich, verschenkt.

gerliche gesagt, aber auch Manches, was wahr und richtig ist. Er soll nicht von hier fortgehen, ohne daß ich ihn gesprochen habe, man soll ihn sogleich zu mir holen.

Aber Majestät, bat Wilhelmine, was wollen Sie mit diesem polternden Greise, dem die Kartoffel immer noch im Kopfe brennt, trotz seiner weißen Haare.

Ich will ihn sprechen, sagte der König, und will ihm beweisen, daß der König von Preußen nicht ganz so unbekümmert ist, wie er meint.

Er griff selber nach der Handklingel und befahl dem eintretenden Lakaien, sofort den Bischof von Londonderry, Lord Spencer, zu ihm zu bescheiden.

Eine halbe Stunde später trat der Lord mit trotziger Miene und ziemlich unfreundlichem Gesicht in das Cabinet des Königs ein, in welchem sich außer ihm Niemand als die Gräfin Wilhelmine von Lichtenau befand.

Der König saß in seinem Lehnstuhl und begrüßte den eintretenden Lord mit einem leichten Kopfnicken und einem ernsten Gesicht.

Mylord, sagte er, damit Alles zwischen uns klar sei, will ich Ihnen eine kleine Beichte ablegen. Sie sind ja ein geistlicher, frommer Herr,

ein Bischof, und sicherlich ein frommer und tugendhafter Beichtvater.

Majestät, sagte der Lord lächelnd, was mein Bischofthum anbetrifft, so ist das nur eine façon de parler, eine äußere Würde. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich wohl zuweilen Beichten gehört habe, aber das war niemals im Beichtstuhl, sondern sehr oft im Boudoir.

Nun, wir befinden uns ja hier auch nicht im Beichtstuhl, lächelte der König. Hören Sie, mein lieber Lord, das ist meine Beichte: Ich habe heute Morgen, dort hinter jener Portière sitzend, Ihre ganze stürmische Unterredung mit meiner Freundin, der Gräfin von Lichtenau, mit angehört.

Das ist schändlich! rief der Lord zornig. Das ist eine Perfidie von Ihnen, Wilhelmine, die ich Ihnen nun und nimmermehr zugetraut hätte! Es ist genug, daß Sie meine Liebe verschmähen und von sich weisen; aber daß Sie jemand Anders, und noch dazu den König, zum Zeugen meiner Niederlage machen, das ist ungroßmüthig, Wilhelmine.

Machen Sie ihr keine Vorwürfe, sagte der König sanft. Sie wußte nichts davon. Ich war im

Begriff zu ihr zu gehen, als ich Ihre laute und heftige Stimme hörte, Mylord, und da blieb ich im anstoßenden Gemach. Und es freut mich, daß ich das that, fuhr er ernster fort, denn Sie haben in Ihrer unbekümmerten und heftigen Weise Mancherlei gesagt, das ich mir sehr zu Herzen genommen habe, und ich will Ihnen davon den Beweis geben, Mylord. Sie sollen nicht nach England abreisen mit einem Herzen, das unruhig ist über die Zukunft unserer beiderseitigen Freundin, der Gräfin von Lichtenau. Ich habe gehört, wie Sie der Gräfin Ihre Hand, Ihre Schlösser in Irland, eine Besitzung in England und Reichthum allerlei Art anboten.

Und ich that das, Majestät, sagte der Lord würdevoll, in dem vollen Gefühl meiner Liebe und des Unglücks, von welchem die edle Frau, welche ich liebe, in der Zukunft bedroht werden könnte, wenn Eure Majestät nicht für sie sorgen.

Mylord, rief Wilhelmine heftig, haben Sie die Güte, sich nicht um meine Angelegenheiten zu bekümmern!

Der König winkte ihr mit der Hand, zu schweigen.

Meine Freundin, sagte er, danke es dem guten Lord, daß er es gethan. Es ist nicht angenehm, das muß ich sagen, an seinen Tod erinnert zu werden; aber es ist zuweilen förderlich, und davon will ich Ihnen jetzt den Beweis geben, Mylord. Sie können über das Schicksal der Gräfin Lichtenau völlig beruhigt sein. Ich habe ihr bis jetzt die Nutznießung der Brenkenhof'schen Güter gegeben, aber sie soll sie von heute an als ihr völliges Eigenthum von mir empfangen. Die drei Domänen Lichtenau, Breitenberg und Roßwischen sollen von heute an das unbestrittene und alleinige Eigenthum der Gräfin von Lichtenau sein. Sie werden ihr eine Jahresrente von fünftausend Thalern abwerfen. Und wenn Sie dazu rechnen, mein lieber Lord, daß die Gräfin von mir eine monatliche Pension von dreihundert Louisd'or empfängt und außerdem ein schönes Palais Unter den Linden besitzt, so hoffe ich, daß Sie von nun an über das Schicksal der Gräfin von Lichtenau nicht mehr in Sorgen sind.

Sire, sagte der Lord mit seiner unverwüstlichen Keckheit, ich werde nicht mehr in Sorgen sein, sobald ich weiß, daß die Schenkungsacte

ausgefertigt und von Eurer Majestät unterzeichnet ist.

Das soll geschehen, und zwar sofort und in Ihrem Beisein, sagte der König sanft. Man soll den Minister von Haugwitz und den Schreiber Lombard sofort zu mir bescheiden, ich will die Schenkungsacte aufsetzen, unterzeichnen und untersiegeln lassen. Bleiben Sie, Mylord, Sie sollen Zeuge sein!

Und eine Stunde später war Wilhelmine die unbestrittene Besitzerin der großen Brenkenhof'schen Güter. Der König hatte seinen Namen unter das Document gesetzt, welches Lombard in seinem Beisein hatte niederschreiben müssen nach dem Dictate des Ministers von Haugwitz. Dann, als Friedrich Wilhelm die Feder bei Seite gelegt und sein Siegel beigefügt, hatte er das Schriftstück dem Lord Spencer hingereicht.

Sind Sie nun zufrieden, Mylord?

Ja, zufrieden, erwiderte Lord Spencer. Ich kann nun mit leichtem Herzen abreisen, und ich bitte Eure Majestät, mich zu verabschieden.

Sie gehen nach England, Mylord?

Nein, sagte Lord Spencer. Ich habe mich eines Andern besonnen. Ich begebe mich nach

Neapel, und ich gestehe, ich freue mich sehr, nach meinem schönen Neapel zurückzukehren, wo der Mond mehr Wärme verbreitet, als in Berlin die Sonne. *)

*) Des Lords eigene Worte. Siehe: Mémoires de la Comtesse de Lichtenau.

6.

## König und Kronprinz.

Die schönen Tage in Pyrmont waren vorüber. Der König war nach Potsdam zurückgekehrt, und mit ihm war auch sein Unwohlsein und seine Krankheit zurückgekehrt. Die Bäder von Pyrmont hatten wohl, wie es schien, anfangs eine gute Wirkung gehabt, aber das hatte nicht lange gedauert, und die alten Beschwerden, die Unruhe und Angst und die Schlaflosigkeit stellten sich wieder ein. Die Aerzte machten bedenkliche Gesichter und sprachen von der Nothwendigkeit, ein milderes Klima zu besuchen, und wagten es anzudeuten, daß der nahende Winter dem Unwohlsein des Königs gefährlich werden könnte.

Sie wagten nicht, das dem König zu sagen, aber sie flüsterten es seiner Freundin, der Gräfin

Lichtenau zu, und die Gräfin wiederholte es ihrem Freunde, dem Minister von Haugwitz.

Mein Freund, sagte sie zu ihm, ich weiß, daß Sie es ehrlich mit mir meinen, und warum sollten Sie auch nicht? Wir Beide stehen und fallen mit einander. Wenn unser theurer, geliebter König die Augen zudrückt, so wird man mich sowohl wie Sie bei Seite schieben, denn wir haben ein großes Verbrechen auf uns geladen. Wir waren die treuen und anhänglichen Freunde und Diener unseres guten Königs, und sein Nachfolger wird uns das entgelten lassen.

Minister Haugwitz zuckte die Achseln. Ich glaube, Sie thun dem Kronprinzen Unrecht, sagte er mit einem feinen Lächeln. Der Kronprinz besitzt ein edles, versöhnliches Gemüth, und wenn man sich ihm bewähren könnte als ein treuer Unterthan, so glaube ich, daß er Gerechtigkeitssinn genug hat —

Mensch! unterbrach ihn die Gräfin mit einem Ausdruck wahren Entsetzens. Sie loben den Kronprinzen? Sie glauben, daß es möglich sei, ihn zu versöhnen? Oh, Haugwitz, ich thue eben einen Blick in Ihre Seele, und es schaudert mir vor Ihnen.

Er sah sie an mit einem Ausdruck aufrich-

tigen Erstaunens. Ich verstehe Sie nicht, theuerste Gräfin. Sie wissen hoffentlich, daß Sie keinen treueren und ergebeneren Freund haben, als mich?

Ihre Augen ruhten mit einem scharfen, durchbohrenden Ausdruck auf seinem lächelnden hofmännischen Gesicht. Ich glaubte es bis heute, aber es zuckte vorhin wie ein Blitz durch meine Seele, und es kam mir der Gedanke an die Möglichkeit, daß Sie mich dereinst verrathen könnten.

Der Minister Haugwitz lachte und faßte die Hand der Gräfin, drückte sie an seine Lippen und betheuerte mit leidenschaftlichen und innigen Worten seine unveränderliche Ergebenheit, seine Treue bis in den Tod.

Wilhelmine glaubte ihm, und sie besprach mit ihm den Plan, den sie entworfen, und zu dessen Ausführung sie der Hülfe des mächtigen und einflußreichen Ministers von Haugwitz bedurfte.

Der König sollte abdanken, er sollte allen Regierungsgeschäften, aller Macht entsagen, nach Italien gehen, um dort Gesundheit und neue Lebenskraft wieder zu gewinnen. Minister von Haugwitz sollte als sein Oberhofmarschall, sein Majordomus ihn begleiten, und Wilhelmine wollte mit ihm gehen als seine treue Pflegerin.

Einen Musenhof, einen Künstlerhof wollte man da um den König versammeln, und wie einst zu den Zeiten des Königs René in Frankreich sollte der Hof des Königs Friedrich Wilhelm in Italien Alle zu sich laden, welche den Künsten, der Poesie, den heiteren Lebensgenüssen huldigten.

Wilhelmine verstand es, den Freund für sich und ihren Plan zu gewinnen, und Haugwitz und die Gräfin Lichtenau wußten dann alle ihre Beredsamkeit anzuwenden, um den kranken, leidenden König für die Idee seiner Abdankung einzunehmen.

Anfangs wohl hatte er sich mit Heftigkeit dagegen gesträubt. Es kam ihm schimpflich und unwürdig vor, dem heiligen Amte zu entsagen, welches das Schicksal in seine Hände gelegt. Er dachte auch mit bitterem Schmerz daran, daß er von der Macht zurücktreten und den ungeliebten Sohn an seine Stelle lassen solle.

Bin so lange Kronprinz gewesen, habe so lange vergeblich geschmachtet nach Ansehen und Einfluß, und nun soll dieser junge Mann so schnell dazu kommen, noch vor meinem Tode, den er so sehnlich erwartet.

Aber Wilhelmine mit ihrer holden Beredsamkeit und Haugwitz mit seiner sanften Mahnung

und die leidende Gesundheit des Königs hatten es endlich vermocht, das Widerstreben Friedrich Wilhelm's zu beseitigen.

Als ein tiefes Geheimniß hatten sie diese ganzen Unterhandlungen geführt, denn sie wußten es wohl: wenn Bischofswerder und Wöllner, oder der Kämmerer Rietz davon erführen, dann würden sie es nimmer erlangen und zu Ende führen. Denn Bischofswerder und Wöllner vermeinten das Scepter von Preußen in ihren Händen zu führen und es so lange darin fest zu halten, als noch ein Athemzug in der Brust des Königs sei. Und der Geheimkämmerer Rietz schwärmte sicherlich nicht für die Idee, sein geliebtes Potsdam und alle Freunde und seine Adelsbäckerei, die so einträglich war, zu verlassen, um in Italien nur der Diener eines machtlosen Kunstmäcens zu sein.

Endlich hatte Friedrich Wilhelm seine Einwilligung gegeben, und Wilhelmine hatte es ihm gedankt mit tausend Versicherungen ewiger Treue, und hatte mit glühender Beredsamkeit ihm die Wonne des italienischen Lebens, die Wonne der Freiheit und Unabhängigkeit vorgestellt. Und allgemach hatte Friedrich Wilhelm sich hinein geträumt in diese neue Rolle, und sie fing an ihm

zu gefallen. Ein Eilbote war nach dem Kronprinzen, der sich mit seiner Gemahlin in Parez befand, um dort die letzten schönen Herbsttage zu genießen, abgesendet worden, und der König erwartete nun den Sohn zu der wichtigen Conferenz.

Es war ein wundervoller Octobertag. Die Sonne schien mit der Wärme eines Augusttages, und der König war hinausgetreten auf die Terrasse, hatte dort sich den Lehnstuhl hinsetzen lassen, und schaute hinunter in den Park, dessen machtvolle, herrliche Baumgruppen in den verschiedensten Schattirungen von der malerischen Hand des Herbstes gefärbt waren.

Das Leben ist doch schön, und man soll suchen, es so lange als möglich zu erhalten, denn wer weiß, was nach diesem Leben kommt. Die Naturforscher sagen: ewiges Schweigen, die Philosophen bekennen: daß sie nichts wissen, und die Frommen sagen: ewiges Aufgehen in Gott.

Der König erschauerte in sich bei diesem Gedanken. Ewiges Aufgehen in Gott! Ich möchte noch ein wenig ich selber bleiben, ein wenig leben und des Lebens genießen!

Die Sonne hatte sich einen Moment hinter Wolken verborgen, und die Herbstluft machte

sich nun geltend in dem schneidenden, kühlen Winde, der durch die Bäume fuhr und ganze Massen von Blättern ihnen entriß, die dahin kräuselten und zu den Füßen des Königs niederwirbelten.

Er schaute gedankenvoll auf sie hin, und es tönte in ihm wieder das Wort Homer's: „Gleich den Blättern im Winde, so sind die Geschlechter der Menschen. Blätter verwehet zur Erde der Wind, und in die Arme des Todes sinket Geschlecht nach Geschlecht.“

Ich möchte noch nicht sterben, sagte er leise vor sich hin. Und doch, wer weiß, ob ich noch einen Herbst erlebe, wenn ich hier bleibe in diesem kalten Norden. Wie herb der Wind weht, ich will fort von hier, fort! will nicht zur Erde und unter die Erde gebracht werden, wie die Blätter des Herbstes. Die Sonne Italiens soll mir neue Kraft und neue Blüthen geben, ich will fort, fort!

Ein Lakai trat mit leisen, ehrfurchtsvollen Schritten auf die Terrasse hinaus. Majestät, zu Befehl. Der Kronprinz bittet um Audienz.

Der König winkte mit der Hand. Soll kommen, hier herauskommen. Einen Stuhl hersetzen für ihn.

Und der Lakai rollte aus dem offenen Gartensalon ein Fauteuil herbei und entfernte sich dann.

Der Herbstwind hatte mit seinem kalten Athem die Brust des Königs getroffen, und er hustete laut auf. Unheimlich und hart klang dieser Husten und erschütterte die riesenhafte Gestalt des Königs gerade in dem Moment, als durch die offene Thür des Gartensalons die schlanke, hohe Gestalt des jungen Kronprinzen sichtbar ward. Der König, mitten in seiner Beängstigung und seiner Hustenqual, schaute zu ihm hin und empfand ein Gefühl von Neid, als er das blühende Antlitz und die kräftige Gestalt des Sohnes sah.

Er wird herrschen, er wird König sein, und ich bin nichts als ein kranker Mann!

Der Kronprinz eilte mit betrübtem und sorgenvollem Gesicht zu seinem Vater hin und neigte sich über ihn.

Oh Majestät, Sie leiden? Soll ich die Aerzte rufen?

Der König sah mit einem düstern Blick zu ihm auf. Ich leide gar nicht; es ist nur ein Husten, der —

Der Husten unterbrach ihn aber und tönte

aus ihm heraus — machtvoll, unheimlich, wie Grabesstimmen.

Der König deutete stumm mit der Hand nach dem Stuhl hin, und der Kronprinz, gehorsam dem Befehle seines Vaters, ließ sich auf denselben nieder und wartete still und geduldig, bis der keuchende Athem des Königs sich gelindert haben würde und er fähig sei zu sprechen.

Friedrich Wilhelm lehnte das Haupt zurück in den Fauteuil und der Athem ging keuchend und zitternd eine Weile noch über seine bebenden Lippen.

Mein Sohn, sagte er dann nach einer langen Pause, der Husten, den Du eben gehört hast, spricht besser für mich, als alle Worte es können. Ich bin ein kranker Mann.

Eure Majestät werden sich erkältet haben, sagte der Kronprinz leise. Das geht vorüber, Majestät, und Sie werden bald genesen. Die Aerzte sagen: daß Pyrmont seine Schuldigkeit gethan und die Gesundheit Eurer Majestät gestärkt hat. Es ist Gott sei Dank! nicht zu befürchten, daß die übeln Anfälle des Frühlings sich wiederholen werden.

Der König schaute mit düsterem Blick in das offene, redliche Gesicht seines Sohnes. Es

scheint, Du hast meine Aerzte sehr genau inspicirt, sagte er.

Eure Majestät werden das begreiflich finden von einem Sohn, der seinen Vater liebt.

Liebst Du mich wirklich? fragte der König. Schau' mir fest in die Augen, Friedrich Wilhelm, und antworte mir: liebst Du mich wirklich? Warum wendest Du den Blick ab? Ich wiederhole es Dir: schau' mir fest in die Augen!

Die braunen, glänzenden Augen des Kronprinzen hefteten sich nun auf das blasse, verschwollene und aufgedunsene Gesicht seines Vaters, und die Augen von Vater und Sohn begegneten sich in einem langen Blick. Vielleicht verstanden sich in diesem Moment ihre Seelen und begegneten sich ihre Herzen in einem schmerzlichen Gedanken; denn Beide wandten sie dann ihre Augen zur Seite und Beide seufzten sie.

Du antwortest mir nicht? fragte der König nach einer langen Pause. Ich habe Dich gefragt: ob Du mich wirklich liebst? Sprich nicht zu mir in Phrasen mein Sohn, sage nicht etwa, daß es die Pflicht jedes Sohnes ist, seinen Vater zu lieben. Ich habe genug solcher Phrasen in meinem Leben gehört und ich kenne ihren Werth. Ich will wissen: ob Du mich liebst?

Aber Eure Majestät haben mir zugleich die Antwort abgeschnitten, sagte der Kronprinz sanft und bedächtig zugleich. Ich kann doch nur erwidern, daß es die Pflicht jedes Sohnes ist, seinen Vater zu lieben und —

Nun? fragte der König, und? fahre fort!

Und zu ehren, setzte der Kronprinz ganz leise und mit niedergeschlagenen Augen hinzu.

Wenn Du mich ehrst als Deinen König und Deinen Vater, fuhr Friedrich Wilhelm fort, dann kann ich annehmen und denken und erwarten, daß Du meine Regierung nicht verleugnen, sondern fortsetzen wirst, kann dann annehmen, daß Du in meine Fußtapfen treten und keine Veränderungen vornehmen wirst, sobald meine Krone auf Dein Haupt übergeht.

Aber Majestät, sagte der Kronprinz lebhaft, weshalb wollen Sie sich mit der Zukunft beschäftigen und von so traurigen Dingen reden? Gott sei gelobt, Eure Majestät leben, tragen Ihre Krone, und ich flehe zu dem Allmächtigen, daß er sie noch lange auf Ihrem Haupt erhalten möge.

Und ich, rief der König ungestüm; ich flehe zu dem Allmächtigen, daß er sie von meinem Haupte nehmen möge! Ich bin des Regierens,

der Aergernisse, der Zänkereien und Heucheleien müde und überdrüssig, mein Sohn, und darum frage ich Dich: wenn meine Krone nun überginge auf Dein Haupt, würdest Du verfahren in der Art und Weise wie ich regiert habe? oder würdest Du Deinen Vater und sein Regiment verleugnen und eine andere Art der Regierung einführen?

Der Kronprinz schwieg.

Antworte, mein Sohn! Würdest Du mein Nachfolger in jedem Sinne des Wortes sein?

Majestät, ich weiß das nicht, erwiderte der Kronprinz nach kurzem Bedenken. Ich gestehe Eurer Majestät, daß ich bis jetzt darüber nicht nachgedacht habe. Man hat mir bis jetzt keinen Antheil an den Regierungsgeschäften gegönnt, ich habe niemals nöthig gehabt, mir diese Frage vorzulegen, und —

Und Du weichst mir aus! rief der König ungestüm. Und dennoch ist es nöthig, daß Du mir fest und entschieden Antwort giebst auf diese Frage. Und ich will Dir jetzt sagen, weshalb. Ich wiederhole Dir; ich bin der Herrschaft und des Regierens müde. Ich habe, so lange ich lebe, niemals die Freiheit und die Unabhängigkeit des Menschen kennen gelernt. Ich hatte ein

trostloses und trauriges Leben als Kronprinz geführt; ich war bewacht, eingeengt, gehindert in allem meinem Thun, und ich kann Dir mein Wort geben, daß es nicht eben eine leichte und angenehme Sache war, als Thronerbe dem großen König Friedrich zur Seite zu stehen und ihm unterthänig zu sein; ich habe manchmal Noth gelitten und gedarbt als Kronprinz. Und dann, nachdem sein Tod mich auf den Thron gehoben, dann habe ich viel Sorge und Noth, viel Kümmernisse, obwohl auch viel Freuden und Genüsse gehabt. Aber frei bin ich doch niemals gewesen, und unabhängig habe ich bis zu dieser Stunde noch keinen Tag gelebt. Und nun möchte ich doch auch einmal wissen, wie es einem freien und unabhängigen Menschen zu Sinne ist, ich möchte einmal als Mensch das Leben anschauen dürfen, nicht von dem beschränkten Gesichtspunkte eines Königs aus. Du kannst mir dazu die Gelegenheit bieten, mein Sohn.

Ich? fragte der Kronprinz ganz erschrocken und seine bräunlich gerötheten Wangen erblaßten. Ich, Majestät?

Der König nickte. Ja, Du. Ich will abdanken; ich will die Krone und das Scepter in Deine Hände niederlegen und von hier fort-

gehen, fort von hier nach dem schönen und beglückenden Süden; dahin, wo der Mond, wie Lord Spencer richtig sagt, mehr Wärme verbreitet, als hier die Sonne. Mich friert in diesem kalten Lande, mich friert unter diesen kalten, fröstelnden Herzen. Ich will fort von hier!

Unmöglich, Majestät! rief der Kronprinz ganz erschrocken und angstvoll, das kann Ihr Ernst nicht sein. Gott hat Ihnen Ihre Stelle angewiesen und Sie müssen auf ihr ausharren bis an Ihren Tod! Vergeben Majestät mir, daß ich dies unselige Wort gesprochen, aber es schrie heraus aus der Tiefe meines Herzens. Und ich beschwöre Sie inständigst, sagen Sie, daß Sie mich nur versuchen wollten, sagen Sie, daß es eine Prüfung war. Lassen Sie mich nicht fürchten, daß es wirklich Ihr Ernst ist, daß Sie den unseligen Gedanken fassen könnten, abzudanken und dem Regiment entsagen zu wollen.

Und während der Kronprinz hastig und in seltener Gemüthsbewegung so sprach, zog ein leiser Ausdruck von Rührung über das Angesicht des Königs hin. Er reichte dem Sohne seine Hand dar.

Ich sehe in diesem Augenblick, Friedrich Wil-

helm, daß ich Dir Unrecht that. Ich glaubte Dir eine Freude zu bereiten, und nun muß ich erkennen, daß dem nicht so ist. Du sehnst Dich also nicht nach dem Moment, wo Du zur Herrschaft gelangst?

Nein, wahrlich nein! rief der Kronprinz heftig. Ich sehne mich nicht danach; ich weiß, daß es eine schwere Last ist, eine Krone zu tragen, und weiß, daß meine Hand noch nicht stark genug ist, um das Scepter zu führen, würdig, stark und kräftig wie es einem König geziemt.

Aber auch meine Hand, sagte der König lebhaft, ist nicht mehr kräftig genug, dieses Scepter zu führen, und ich wiederhole es Dir: ich wünsche es niederzulegen in Deine Hände. Ich sehne mich nach Erholung und Erquickung, nach Ausruhen.

Eure Majestät ist ja noch nicht alt, Eure Majestät werden noch viele Jahre zu leben haben.

Vielleicht wenn ich nicht mehr hier bin, vielleicht wenn ich nach Italien entfliehen kann vor diesen nordischen Stürmen. Gieb mir dazu Gelegenheit, Friedrich Wilhelm, sage, daß Du das Geschenk, welches ich Dir biete, annehmen willst.

Bedenke, es ist ein großes, ungeheuerliches Geschenk, es ist eine Krone!

Ich bedenke das, Majestät, und mir schaudert.

Das ist natürlich, sagte der König, denn der Gedanke überrascht Dich, und ich begreife, daß er Dich zugleich erschreckt. Darum überlege, mein Sohn. Ich will nicht, daß Du in dieser Stunde gleich mir eine entscheidende Antwort giebst. Ueberlege und berathe mit Deiner schönen und liebenswürdigen Gemahlin, und dann kehre morgen zu mir zurück. Hier auf derselben Stelle werde ich Dich um dieselbe Stunde erwarten und da sollst Du mir Antwort geben. Und nun gieb mir die Hand, Friedrich Wilhelm, die Hand zum Abschied. Ich fühle mich erschöpft und will ruhen.

Er reichte dem Sohne die Hand dar, welche dieser ehrerbietig an seine Lippen drückte. Und dann schaute der König mit einem seltsamen traurigen und düstern Blick der dahin eilenden Gestalt des Sohnes nach.

Oh Jugend, seufzte er leise, oh Jugend, welch ein beneidenswerthes, köstliches Geschenk bist Du, und wie grausam ist es, daß dieses Geschenk so schnell verbleicht!

Der Kronprinz indessen hatte rasch den

Wagen, der ihn vor dem Schlosse erwartete, wieder bestiegen und war hinaus gefahren nach Parez.

Die Kronprinzessin, berichteten auf seine Fragen die Lakaien, habe sich hinaus begeben in den Park und die Amme mit dem kleinen Prinzen befinde sich in der Begleitung der Kronprinzessin.

Friedrich Wilhelm nickte. Will die Kronprinzessin selber suchen, sagte er hastig. Niemand soll hingehen mich anzumelden, Niemand.

Und eiligen Schrittes begab er sich dann in den Park, ging dahin durch die langen, stillen Alleen, blieb zuweilen stehen, athmete hoch auf und schaute mit den braunen, glänzenden Augen um sich her, suchend nach der holden Gestalt seiner Gemahlin. Jetzt, bei einer Biegung des Weges, sah er sie vor sich.

Dort inmitten des grünen Rasenplatzes, dort stand sie, vom Sonnenschein ganz übergossen, in ihren Armen ihren Sohn haltend, den kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm, den Erstgeborenen, den Liebling ihres Herzens. Der Kronprinz hörte, wie Louise schäkerte und lachte mit dem Kinde, hörte das frohe, frische Krähen und Kreischen der kleinen Kinderstimme und dazu das glück-

liche Lachen der Amme, die mit entzücktem Blick auf die schöne Mutter und das Kind hinschaute. Es war ein reizender Anblick, und der Kronprinz blieb stehen, um ihn tief in seine Seele einzuprägen.

Jetzt hatte Louise die Gestalt erschaut, welche da jenseits des grünen Platzes stand. Ein Ausruf der Freude tönte von ihren Lippen und mit dem Knaben im Arm, gefolgt von der Amme, eilte sie über den grünen Platz hin, dem Gemahl entgegen.

Oh Friedrich! rief sie, das schöne Antlitz strahlend vor Entzücken, die Augen glänzend, ein holdseliges Lächeln um die purpurnen Lippen. Oh Friedrich, er hat ganz deutlich gesprochen, er hat mich Mama genannt — liebe Mama. Ach, ich wollte Du hättest es gehört, mein theurer Freund. Es klang wie Himmelsmusik, und ich meine, wer einmal den Ton gehört, der weiß, wie die Musik der himmlischen Sphären ist. Und Du sollst sie auch hören, Friedrich. Sei artig, mein kleiner, holder Knabe. Sieh', da ist Dein Papa. Sprich zu ihm, mein Kind, sage: Papa, lieber Papa!

Und das Kind, als wüßte es, welch eine Wonne und Seligkeit es den beiden schönen

Menschen bereitete, welche mit so sehnsüchtigen, zärtlichen Blicken auf ihn hinschauten, das Kind breitete seine kleinen Aermchen aus nach seinem Vater und sagte mit heller, klarer Stimme: Papa, lieber Papa!

Da jauchzte der Kronprinz laut auf, schloß seine Arme fest um Mutter und Kind und drückte sie zärtlich an sein Herz.

Oh Ihr meine schönsten Schätze, Ihr mein Königreich und mein herrlichster Besitz! Was frage ich nach Krone und Scepter, wenn ich meine Louise in meinen Armen halte.

Er nahm das Kind aus den Armen der Mutter und ließ es tanzen auf seiner kräftigen Hand. Und wie der Knabe aufjauchzte vor Entzücken, da tönte des Kindes Jauchzen fröhlich wieder in den Bäumen und der frischen Luft.

Und jetzt, sagte der Kronprinz dann, jetzt laß das Kind wieder zurückkehren in das Haus, es wird kalt, Louise. Und dann möchte ich einen Moment mit Dir noch allein sein.

Die Kronprinzessin winkte die Amme herbei und übergab ihr den Knaben, dessen lächelnde Lippen sie noch mit glühenden Küssen bedeckte. Dann nahm sie den Arm ihres Gemahls, und an ihn gelehnt, schauten sie Beide mit zärtlichen

Blicken der Amme nach, die mit dem kleinen Prinzen den Weg nach dem Hause einschlug.

Oh mein theurer Freund! rief die Kronprinzessin, und ihre großen Augen hefteten sich mit einem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit auf das edle und schöne Gesicht ihres Gemahls. Oh mein theurer Freund, Schiller hat wohl recht: „Selig durch die Liebe, Götter durch die Liebe, Menschen Göttern gleich!“ Mir hat Deine Liebe einen Himmel auf Erden geschaffen, und ich wüßte nichts, was mich seliger machen könnte, als es eben Deine Liebe gethan!

Wer weiß, Louise, sagte der Kronprinz mit einem sanften Lächeln, wer weiß, ob es doch nicht Etwas giebt; vielleicht könnte ich sogar in dieser Stunde es Dir bieten!

Nun, das möcht' ich kennen, mein Freund! rief Louise mit herzlichem Lachen, möchte wissen, was Du, der Du mir alles Glück gegeben hast, mir noch bieten kannst an weiterem Glück! Ich habe Dich, den Einziggeliebten meines Herzens, und einen holden, schönen Knaben. Wir leben beglückt in der Einsamkeit, im Frieden der Natur, in traulicher Häuslichkeit mit einander, wir sind Beide jung und reich an Hoffnung und

Liebe. Sage, Friedrich, was kannst Du mir noch bieten?

Ich will es Dir sagen, nickte er lächelnd. Komm, laß uns in die kleine Grotte gehen, da sind wir allein, da will ich Dir mein Geheimniß sagen.

Arm in Arm wandelten sie nun den Weg hinunter, und es wäre für einen Maler ein herrlicher Anblick gewesen, diese beiden schönen, schlanken Gestalten zu sehen, wie sie im Abendsonnenglanz, umgeben von dem Grün der Bäume, den Weg dahin schritten, einander anschauend mit freundlichem Lächeln, einander zunickend in stiller Wonne und Seligkeit. Jetzt, an der Biegung des Weges, that das dichte Gebüsch sich vor ihnen auf, und man hatte eine offene, freie Fernsicht hinaus in die Gegend. Dicht vor ihnen im glänzenden Farbenspiel lagen die grünen, üppigen Wiesen, und in der Ferne, von Bäumen eingeschlossen, lagen einzelne Dörfer, deren Kirchthürme aus dem Grün hervor schauten. Hier und da zwischen dem hügeligen Terrain sah man den schlängelnden Havelstrom, im Glanze der untergehenden Sonne erglühten purpurroth die großen bewimpelten Kähne, kleine zierliche Boote tanzten über den leuchtenden Wellen

hin, und von dem Kirchthurme hörte man das Geläute der Glocken, welche den morgenden Sonntag einläuteten. Es war ein lieblicher, beruhigender und erhebender Anblick, und Arm in Arm eng aneinander gelehnt, schauten der Kronprinz und seine Gemahlin auf ihn hin.

Oh wunderschön ist Gottes Erde und werth, darauf vergnügt zu sein! lispelte die Kronprinzessin.

Ja, wunderschön! sagte der Kronprinz leise vor sich hin, und doch giebt es so wenig Menschen, welche vergnügt darauf sind!

Louise schaute mit halb verwundertem Blick zu ihm auf. Sagst Du das aus Dir selber, Friedrich, bist Du nicht vergnügt?

Ich bin es, seit ich bei Dir bin, Louise, erwiderte er leise. Du weißt, ich war beim König.

Er ist doch wohl, und es geht ihm gut? fragte Louise hastig.

Der Kronprinz schüttelte das Haupt. Es geht ihm nicht gut, und er ist nicht wohl und ist des Lebens überdrüssig.

Armer, armer König, seufzte Louise, er könnte so glücklich sein, er hat Alles, was das Leben schmücken und verklären kann! Er ist König, er

ist Vater edler und schöner Kinder, er ist ein so kluger, geistvoller, edler Mann, und doch —

Still, still, unterbrach sie der Kronprinz, Du hast nicht nöthig, ihn vor mir zu erheben und zu preisen, ich werde ihn ehren als meinen Vater und mich ihm unterthänig und ehrerbietig erzeigen, so lange er lebt!

Aber Du liebst ihn nicht, sagte die Kronprinzessin schmerzlich, ach, das ist der einzige Schatten, der sich zuweilen über unser köstliches Glück lagert. Du liebst Deinen Vater nicht, und ich muß Dir leider recht geben, obwohl mein Herz sich dagegen sträubt.

Auch das meine hat sich lange genug gesträubt! sagte der Kronprinz düster, aber allgemach, ich leugne es nicht, ist die Liebe in mir gestorben. Ich habe meine Mutter zu viel weinen und meine ganze Familie gedemüthigt gesehen, und ich habe eine elende, verächtliche Person in Glanz und Macht und Hochmuth dahin schreiten sehen, und habe zuweilen mein eigenes Haupt vor ihr beugen müssen. Das sind Dinge, die sich nicht vergessen lassen, und es ist besser, wir sprechen nicht davon. Aber komm jetzt in die Grotte und höre da, was ich Dir zu sagen habe!

Er führte sie in die kleine, von Moos und

Steinen fabricirte Grotte, von welcher man einen köstlichen Fernblick weit hinein in die Gegend hatte, und sie setzten sich da nieder Hand in Hand und schauten stumm eine Weile hinein in die Welt.

Louise, sagte dann der Kronprinz, ich habe Dir bis jetzt wenig an äußerlichem Glück und äußerlicher Herrlichkeit bieten können.

Du lästerst, Friedrich! rief sie lebhaft.

Still, Louise, ich bitte, laß mich weiter reden. Du bist Kronprinzessin von Preußen, aber Du lebtest gleich mir in Eingezogenheit und Stille. Wir sind ärmer, als mancher Banquier in Berlin. Wir können kein Haus machen und müssen uns ziemlich einschränken, um von unseren Revenuen zu leben. Wir haben auch keine Macht und Bedeutung, und der Kronprinz von Preußen kann seiner Gemahlin am Hofe des Königs nicht die Stellung geben, welche ihrer Schönheit und ihrem Range gebührt. Das Alles weiß ich wohl und es hat mich zuweilen in der Tiefe meines Herzens gekränkt. Du hast bis jetzt entbehren müssen.

Nein! rief sie lebhaft, ihn mit ihren beiden Armen umschlingend und sein Haupt an ihre

Brust drückend. Nein, ich habe nicht entbehrt, nichts auf der ganzen Welt!

Doch, Louise, sagte er sanft, ich weiß es besser! Aber es liegt in Deiner und meiner Hand, die Entbehrungen aufhören zu lassen und hinaus zu treten in die Welt in Glanz und Herrlichkeit! Jetzt schauen wir von dieser kleinen, bescheidenen Grotte die Welt an; sie liegt in Stille und Frieden vor uns da mit ihrem Abendsonnenglanz; es hängt von uns ab, ob wir hinaus treten wollen aus dieser Grotte auf den glänzenden Königsthron und eine Welt des Glanzes und der Herrlichkeit zu unseren Füßen sehen wollen.

Ich verstehe Dich nicht, mein Freund, sagte Louise, deren große blaue Augen ihn freundlich anschauten. Was Du da sagst, hängt ja allein von Gott und der Vorsehung ab, ach, und ich wünsche, daß sie noch lange uns die kleine Grotte als Aussicht in die Welt verstatten möge! Von hier aus sehen wir in Andacht die schöne Gotteswelt, auf dem hohen Throne möchte das Auge leicht geblendet werden, und die Lust der Welt hat wenig mit dem Gottesfrieden der Schöpfung zu thun.

Der Kronprinz schwieg und schaute gedanken=

voll vor sich hin, dann hob er langsam die Augen zu dem lächelnden Antlitz seiner Gemahlin auf. Louise, ich war beim König; weißt Du, was er von mir wollte? Er bot mir an, mir die Krone abzutreten. Er will abdanken und nach Italien gehen, wenn ich seinen Vorschlag annehmen und König von Preußen werden will.

Und was hast Du geantwortet, mein Freund? fragte sie lebhaft.

Ich lehnte ab, aber der König nahm es nicht an; er befahl mir zu schweigen, zu bedenken, mit Dir zu überlegen und ihm morgen meinen Bescheid zu geben. Du siehst nun, Louise, ich hatte recht, es hängt von unserem Willen ab, ob wir unser schönes, friedliches Stillleben verlassen und in der Welt eine große Rolle spielen wollen!

Es hängt von Deinem Willen ab, Friedrich, sagte die Kronprinzessin sanft, und ihr Gemahl, mit dem feinen Ohr eines Liebenden, hörte den schmerzlichen Klang, der in ihrer Stimme zitterte. Du allein hast zu entscheiden, Friedrich, und ich unterwerfe mich Deinem Willen!

Der Kronprinz schüttelte lebhaft das Haupt. Nein, Louise, wir Zwei sind Eins in Liebe und

müssen auch Eins sein im Wollen und Vollbringen! Unsere Seelen müssen offen und klar in diesem Moment mit einander sprechen und sich verständigen. Und darum, im Namen unserer Liebe, im Namen unseres Sohnes, im Namen unseres eigenen Selbst, bitte ich Dich, Louise, sage mir, laß mich offen und ehrlich in Deine Seele schauen, und antworte mir kurz, wie Du's vor Gott thun würdest, wünschest Du jetzt schon Königin von Preußen zu werden? Ich sage, wie's der König zu mir sagte: antworte nicht sogleich, bedenke Dich, Louise.

Sie schaute lächelnd in die friedlich stille Abendlandschaft, hinüber zu den Kirchthürmen, von denen der Wind das Glockengeläute zu ihnen hertrug. Der Kronprinz beobachtete mit angstvollen Blicken, mit athemlosem Schweigen ihr liebliches Gesicht und den wechselnden Ausdruck ihrer Mienen. Dann, nach einer Pause, wandte Louise ihre großen blauen Augen mit einem Blick unendlicher Zärtlichkeit zu ihm hin, und ihre Blicke begegneten sich.

Friedrich, sagte sie dann, bin ich Königin in Deinem Herzen?

Er sah ihr tief in die Augen, dann rief er

laut und freudig: Ja, Du bist Königin in meinem Herzen!

Louise stieß einen Schrei der Freude und des Entzückens aus, und ihre beiden Arme fest um seinen Nacken schließend, sagte sie: Dann laß es genug sein an diesem Königthum, ich wünsche mir kein anderes! Wir sind noch so jung, und unser Glück ist auch noch so jung. Laß noch ein wenig die holde Krone der Liebe auf meinem Haupte, und wenn es sein kann, halte die andere, schwere Krone von mir fern!

Der Kronprinz schlang beide Arme um die geliebte Gestalt und drückte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Lippen. Louise, ich danke Dir von ganzer Seele! Möge Gott bestimmen, wann die schwere, kalte Krone unser Haupt belasten soll, wir wollen der Vorsehung nicht vorgreifen, und wir wollen zufrieden sein, wenn sie noch lange uns mit der Last verschont. Ich danke Dir, Louise, ich werde Dir das nicht vergessen! Ich bleibe Kronprinz, und Du bleibst die Königin in meinem Herzen! —

Und am andern Tage um dieselbe Stunde begab sich der Kronprinz wieder nach Potsdam zum König. Der saß wieder, wie er es dem

Kronprinzen vorher gesagt, auf der Terrasse im Sonnenschein, und als er den Kronprinzen daher kommen sah, zuckte er zusammen und ein ängstlicher Ausdruck malte sich in seinen Zügen. Bereuete er schon den gestrigen Vorschlag? Dünkte ihn die Krone, die er gestern verschmäht hatte, heute ein köstliches, unverlierbares Gut? Er hielt die kleinen, verschwommenen Augen fest auf den Kronprinzen gerichtet.

Nun, mein Sohn, bringst Du mir die Antwort?

Der Kronprinz schaute ihm lächelnd und wohlgemuth in's angstvolle Angesicht.

Ja, mein König und mein Vater, ich bringe die Antwort im Namen meiner selbst und meiner Gemahlin. Möge Gott uns noch lange den König und den Vater erhalten, möge er uns noch lange verstatten, Sie anzuschauen in Ihrer Größe und Macht, und still und bescheiden von fern zu stehen als Kronprinz und als Kronprinzessin. Das ist's, was ich und Louise uns gestern gesagt haben, als wir den Vorschlag Eurer Majestät erwähnten, und das ist's, was ich zu Gott bete an jedem Tage: möge er Eure Majestät erhalten und Ihnen Gesundheit und Kraft wiedergeben, auf daß Sie noch lange regieren mögen!

Der König reichte ihm beide Hände und es zuckte in seinen Mienen, er wollte sprechen, er vermochte es nicht, und langsam glitten zwei Thränen aus seinen Augen über seine Wangen nieder.

## 7.
## Das letzte Fest.

Der Winter war überstanden, der Frühling war ungewöhnlich früh gekommen mit all' seinem Sonnenschein, seinen Blüthen, seiner Herrlichkeit. Der Frühling war da, und die Gräfin Wilhelmine von Lichtenau gedachte ihn zu feiern mit einem köstlichen Fest, das sie in ihrem Palais veranstalten wollte. Den ganzen Winter hatte sie Theil genommen an den Hoffestlichkeiten, aber man war ihr ausgewichen, man hatte es vermieden, mit ihr zu sprechen. Obwohl Wilhelmine gelächelt und heiter geschienen hatte, empfand sie es doch tief, und jedesmal, wenn sie heimkehrte von einem dieser Feste, auf welchem die Prinzen und Prinzessinnen alle sie nicht zu bemerken schienen, hatte sie es sich gelobt, Rache

zu nehmen für diesen Schimpf und sich Revanche zu verschaffen für alle die Nadelstiche, die sie mit lächelndem Gesicht hatte hinnehmen müssen.

Nun war's erreicht! Der König hatte der Gräfin Lichtenau versprochen, daß der ganze Hof dem Feste beiwohnen sollte, welches sie zur Einweihung des neuen Theaters in ihrem Palais geben wollte. Und getreu dem gegebenen Versprechen hatte der König es als einen Beweis des Gehorsams und der Unterwürfigkeit bei der Tafel von seiner Familie gefordert, daß Alle bei dem Feste der Gräfin Lichtenau erscheinen sollten.

Ich hätte meinen können, sagte der König mit ernster Stimme, daß mein Wunsch genügte, um meine Familie auf diesem Fest zu sehen, da man mir aber gesagt hat, daß dem nicht so ist, so ertheile ich hiermit den Prinzen und Prinzessinnen den Befehl des Königs, auf dem Fest, welches die Gräfin Lichtenau am fünfzehnten März in ihrem Palais geben wird, zu erscheinen und bei demselben anwesend zu bleiben, so lange ich selbst anwesend bin. Du hast es gehört, mein Sohn Friedrich Wilhelm?

Ja, Majestät, antwortete der Prinz mit leiser, düsterer Stimme, ich habe es gehört, und

ich werde mich, wie es einem gehorsamen Unterthanen geziemt, dem Befehle des Königs fügen!

Und Sie, Louise, ich hoffe, es bedarf nicht eines Befehls für Sie?

Sicherlich nein, Majestät, lächelte die Kronprinzessin, ich freue mich, Eurer Majestät einen Beweis meines Gehorsams geben zu können.

Und ich hoffe, sagte der König, sich rings im Kreise umschauend, daß meine ganze Familie, alle meine Prinzen und Prinzessinnen, und auch Sie, Königin, das thun werden, was Louise eben gesagt! Ich erwarte Sie alle bei dem Fest am fünfzehnten März im Palais der Gräfin Lichtenau.

Er stand auf, und auf den Arm des Oberkammerherrn von Witgenstein gestützt, verließ der König den Eßsaal und begab sich in seine Gemächer.

Die Prinzen und Prinzessinnen geleiteten die Königin in ihre Gemächer, und da umstanden sie dieselbe schweigend und still, und Niemand wagte es, dieses Schweigen durch ein Wort zu unterbrechen. Die Königin rang sichtbar nach Fassung, ihre Lippen bewegten sich, mehrmals versuchte sie zu sprechen, ohne daß es ihr gelang. Dann winkte sie den Kronprinzen herbei und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Mein Sohn, sagte sie, die Liebe Gottes muß uns höher sein, als aller Menschen Liebe, und die Treue und der Gehorsam gegen den König muß stärker sein, als das beleidigte Ehrgefühl. Ich gehe zu dem Feste der Gräfin, und ich wünsche, daß alle meine Kinder dort gegenwärtig sind, und ich wünsche, daß alle Gesichter heiter sein und daß in allen Herzen Demuth und Liebe herrschen mögen!

Der Kronprinz, von Ehrfurcht und Rührung ergriffen, beugte vor der Königin das Knie und drückte ihre Hände an seine Lippen.

Ich schwöre Ihnen, meine theuerste Mutter, daß ich gehorsam sein will allen Ihren Befehlen und Wünschen; und leise fügte er hinzu: Aber ich schwöre auch, daß ich diese Stunde der Demüthigung rächen will an der Feindin! —

Am fünfzehnten März fand das viel besprochene und lange vorbereitete Fest im Palais der Gräfin Lichtenau statt; sie hatte in demselben ein kleines Theater, im Style des Theaters von Versailles, bauen lassen. Baumeister, Maler und Künstler hatten Sorge getragen, es herrlich zu schmücken. Der König hatte die ganze Capelle zu ihrer Verfügung gestellt und die Sänger und Sängerinnen des königlich italienischen

Theaters beordert, in der von der Gräfin gewählten Oper, die sie sich aus Italien mitgebracht hatte, zu singen. Ein gedruckter Theaterzettel wurde am Morgen des Tages schon zu Allen hingeschickt, welche der hohen Auszeichnung genossen, zu dem Fest eingeladen zu sein. Ganz Berlin sprach an dem Tage von nichts Anderem, als von der Opernaufführung im Palais der Gräfin; Jeder sehnte sich, derselben beizuwohnen, und beneidete jeden mit einer Einladung Beglückten. Mehr denn zweihundert Einladungen hatte die Gräfin ergehen lassen, und, ein seltener Fall, alle Einladungen waren angenommen worden. Alle, mit Ausnahme einer Einzigen. Prinz Louis Ferdinand, der den Winter in Berlin, statt in Magdeburg, zugebracht hatte, er allein hatte absagen lassen.

Die Gräfin Lichtenau ging am Vormittag dieses Tages noch einmal durch die glänzend geschmückten Räume dahin, begleitet von einigen Cavalieren, welche nicht müde wurden, die Herrlichkeit der Einrichtung zu bewundern.

Sie werden heute den größten Triumph Ihres Lebens feiern, sagte der gelehrte Archäologe Hirt zu ihr, indem er sich verabschiedete. Ich meine, Sie müßten wie Polykrates einen Ring

in das Meer werfen, um die Götter zu versöhnen mit all' Ihrem Glück.

Die Gräfin lächelte. Wollen Sie das Meer sein, lieber Hirt?

Warum nicht, Holdseligste? werfen Sie ihn immer hinein, Ihren Ring, ich will das Meer sein und auch zugleich der Hecht, der ihn verschlingt.

Wilhelmine lachte. Aber auf einmal wurde ihre Miene ernst. Hören Sie, lieber Hirt, es ist gar nicht nöthig, daß ich einen Ring in's Meer werfe, das hat schon ein Anderer gethan und einen Schatten auf mein Glück geworfen.

Wer denn? fragte Hirt, nennen Sie mir den Frevler, und ich —

Still, Sie werden ihm nichts thun! Der Frevler ist Prinz Louis Ferdinand; er hat meine Einladung nicht angenommen.

Ist das möglich? fragte Hirt. Eine Einladung von der schönsten, der geistreichsten und auserlesensten Person in ganz Berlin, und dieser Frevler wagt nein zu sagen?

Sie nickte. Er wagt es, und es ärgert mich!

Befehlen Sie, schönste Gräfin, und ich werde zu ihm gehen und den Prinzen noch einmal auffor-

dern zu kommen. Soll ich zu ihm sagen, daß der König empört sein wird über sein Nichterscheinen?

Mein Lieber, sagte sie kopfschüttelnd, man sieht es wohl, Sie kennen den Prinzen nicht! Er ist der Einzige, der es wagen darf, dem König zu widerstehen, der Einzige, der selbst gegen den Zorn des Königs gleichgültig ist! Aber Sie haben doch einen guten Gedanken gehabt. Ich will selbst zum Prinzen Louis Ferdinand fahren, vielleicht gelingt es mir, ihn zu bekehren!

Wenn Sie es wollen, gelingt es gewiß, sagte Hirt zärtlich. Wer vermöchte Ihrem Zauber zu widerstehen?

Prinz Louis Ferdinand, wenn er will! sagte Wilhelmine. Wir Beide kennen uns seit langer Zeit, er glaubt an meinen Zauber nicht; aber ich will doch versuchen, ihn andern Sinnes zu machen!

In ihrer glänzenden Equipage, mit den beiden von Gold strotzenden Lakaien fuhr Wilhelmine nach dem einfachen Hause nahe an der Weidendammerbrücke, welches Prinz Louis Ferdinand bewohnte, und das er vor kurzer Zeit sich gekauft hatte.

Es war einfach und bürgerlich eingerichtet,

und die Gräfin lächelte, als sie jetzt die schmale, nicht mit Teppichen belegte Holztreppe hinauf schritt und über den Flur dahin ging, auf welchem keine Lakaien und Diener sich drängten wie im Vestibul ihres Palais.

Der Lakai, welcher ihr voran gegangen war, kam jetzt zurück mit der Botschaft, daß Prinz Louis Ferdinand zu Haus und bereit sei, die Gräfin zu empfangen, und durch einfache, schmucklose Vorzimmer führte sie nun der Kammerdiener, der ihr entgegentrat, in das Wohnzimmer des Prinzen.

Er selbst empfing sie an der Thür, und mit ernstem Gesicht begleitete er sie nach dem Divan hin.

Wilhelmine sah ihm lächelnd in das schöne Angesicht, welches selten so ernst aussah.

Prinz Louis Ferdinand, warum sehen Sie mich nicht an? fragte sie im raschen, kecken Ton.

Sofort hefteten sich die braunen Augen des Prinzen fest und forschend auf ihr Angesicht.

Sie sehen, Madame, ich schaue Sie an und frage dieses Angesicht, was für Gedanken in Ihrer Seele leben und was das für ein närrischer Einfall ist, daß die Gräfin zu mir kommt?

Sie zuckte die Achseln. Da Sie nicht zu mir kommen, und da wir uns doch ewige Freundschaft gelobt haben, so komme ich zu Ihnen, um Ihnen einen Beweis zu geben, daß ich unseres Gelöbnisses noch eingedenk bin.

Ich bin dessen auch eingedenk, Madame, aber nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen. Ich bin dessen eingedenk, weil ich es nicht halten kann, und es freut mich, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen das zu sagen!

Prinz Louis Ferdinand, sagte sie fast drohend, Sie wissen, daß Sie mich beleidigen?

Ich bedaure, Madame, wenn die Wahrheit Sie beleidigt! Da Sie aber einmal hier sind, bin ich verpflichtet, sie Ihnen zu sagen. Nein, ich bin nicht mehr Ihr Freund, kann's nicht mehr sein! Wissen Sie warum? Weil Sie schuld daran sind, daß ich ein verlorener, thatenloser Mensch bin! Weil Sie schuld daran sind, daß ich unzufrieden und zerfallen mit mir bin, daß ich mich thörichten Excessen ergeben habe! Weil Sie schuld daran sind, daß manches schöne Frauenherz um mich geweint hat, und daß mein eigenes Herz voll Ingrimm und Zorn ist!

Dann, mein Prinz, sagte sie mit stolzem Lä=

cheln, dann habe ich wirklich mehr Einfluß auf Ihr Leben, als ich selber ahnte, dann bin ich eine viel wichtigere Person, als ich zu hoffen wagte.

Warum sagen Sie nicht, wie ich zu fürchten wagte? rief der Prinz mit Ungestüm. Sie sind eine wichtige Person für mich und für den ganzen Staat gewesen! Sie wissen es, Madame, und Niemand dankt es Ihnen, weder ich, noch der Staat, noch die Unterthanen des Königs. Sie hätten Segen um sich verbreiten können, aber Sie haben nichts weiter gethan, als Wind gesäet, und ich sage Ihnen, Madame, Sie werden den Sturm ernten! Ihre Schuld ist es, daß der König den Krieg mit Frankreich nicht anders führte, daß uns die Gelegenheit entging, Heldenthaten zu üben und Lorbeeren zu verdienen! Ihre Schuld ist es gewesen, daß dieser unglückselige Friede von Basel abgeschlossen ward, der unser Vaterland demüthigte und in den Staub trat! An jenem Tage, als ich das erfuhr, habe ich mich dem König in Demuth unterworfen, aber Ihnen, Madame, Ihnen habe ich geflucht, und die Freundschaft, der ich Sie eines Tages versicherte, die habe ich in Feindschaft umwandeln lassen! Sehen Sie wohl, weil ich kein

Held, kein Soldat, kein Staatsmann werden konnte, weil Sie mir das alles verschlossen haben, darum bin ich zum Verschwender, zu einem Abenteurer, einem unglückseligen Prinzen geworden, der ohne Ziel und Zweck in's Leben hinein stürmt! Ja, Madame, ich fordere von Ihnen die Lorbeeren, die ich ohne Sie mir hätte erwerben können! Und nun erlauben Sie mir eine Frage, Madame, weshalb kommen Sie zu mir?

Ich wiederhole es, sagte Wilhelmine, weil Sie nicht zu mir kommen, weil Sie sogar Ihre Gegenwart bei dem Fest verweigert haben, wo doch der ganze Hof erscheinen wird.

Der Prinz zuckte die Achseln. Ich bedaure, Madame, ich bin nicht in der Stimmung, heute einem Feste beizuwohnen!

Warum nicht? fragte die Gräfin, mit ihrem verführerischen Lächeln ihn anschauend.

Er sah ihr starr in das Angesicht. Warum nicht? Nun, ich will es Ihnen sagen, weil heute der fünfzehnte März ist, des Märzen Idus, und weil heute vor so oder so vielen Jahren Julius Cäsar in Rom ermordet wurde. Ich traure um den Tod des großen Cäsar, und darum gehe ich heute nicht in Gesellschaft.

Die Gräfin lachte. Und doch giebt es Menschen, die behaupten, Sie würden gern geneigt sein, die Rolle des Brutus zu spielen, Prinz. Ich warne Sie, hüten Sie sich vor dem königlichen Cäsaren, daß er Sie nicht für einen verkappten Brutus, das heißt, für einen Verschwörer hält! Der König hat Ihnen Ihre Empörung vom Baseler Friedensschluß vergeben. Ob der Kronprinz, der jugendliche Cäsar, so denkt, das ist eine andere Frage.

Die Ihnen glücklicherweise nicht zur Entscheidung vorliegt! sagte der Prinz mit stolz gehobenem Haupte. Wenn Sie gekommen sind, mir diese Warnung zu ertheilen, so sind Sie vergeblich gekommen, ich bedarf deren nicht!

Nein, Prinz Louis, ich bin gekommen, um Sie zu bitten, daß Sie Ihre Weigerung zurücknehmen, und mir die Freude machen, heute Abend zu erscheinen, denn ich will es Ihnen gestehen, Prinz, Sie sind der Einzige, an dessen Gegenwart mir wahrhaft gelegen ist. Es ist eine Schwäche von mir, aber trotz des bösen Blickes, mit welchem Sie mich ansehen, habe ich für Sie noch immer die Sympathie der früheren Zeit. Sie sind ein tapferer Prinz, ein edles Herz und ein nobler Cavalier. Ich schätze diese Eigenschaften

an Ihnen, Prinz, und ich wiederhole Ihnen, es ist mir Alles daran gelegen, daß Sie heute Abend bei mir nicht fehlen. Die anderen Prinzen und Prinzessinnen kommen, weil der König es befiehlt. Sie allein sind unter all' den Feigen, Demüthigen der einzige tapfere, große Mann, und darum möchte ich Sie nicht entbehren. Kommen Sie, Prinz!

Er schüttelte das Haupt. Ich komme nicht, Madame. Zur Wilhelmine Rietz, die einfach und bescheiden in ihrem kleinen Häuschen lebte, wäre ich gekommen, und wenn alle Welt sie verachtet hätte! Zur Gräfin Wilhelmine von Lichtenau, Besitzerin der Brenkenhof'schen Güter, Herrin von Millionen, zu der komme ich nicht. Ihre Macht ist eine Kluft zwischen der reichen Gräfin und dem armen Prinzen Louis Ferdinand, und ich mag nicht über dieselbe hinweg schreiten.

Hören Sie, Prinz, sagte Wilhelmine mit glühenden Wangen, entsinnen Sie sich jenes Tages in Frankfurt, als ich zu Ihnen kam. Ich bot Ihnen damals die Hand meiner Tochter, bot Ihnen Macht und Einfluß. Sie lehnten es ab, und Sie sehen nun, was daraus geworden ist. Meine Tochter ist einem regierenden Grafen vermählt, ich habe Macht und Einfluß, und Sie

hätten an meiner Hand hinauf steigen können bis zu den höchsten Stufen des Thrones, und hätten der Erste an Macht sein können, wenn Sie meine Hand angenommen hätten! Ich biete sie Ihnen noch heute, ich bin noch machtvoll und habe es in meiner Hand, diejenigen, welche sich zu mir bekennen, mit Macht und Einfluß zu umgeben. Prinz Louis Ferdinand, Sie sind ehrgeizig, ich will Ihrem Ehrgeiz Thor und Thür öffnen. Sie sollen Minister, Sie sollen Feldmarschall werden. Sie haben Schulden, Ihre Gläubiger drängen Sie. Ich verspreche Ihnen, daß Ihre Schulden bezahlt werden sollen, ich verspreche Ihnen ein reiches Jahrgeld, und ich fordere selbst nichts weiter, als daß sie sich heute Abend in meiner Gesellschaft zeigen, daß Sie mir nicht vor ganz Berlin ein Dementi geben!

Prinz Louis Ferdinand lachte laut auf. Wahrhaftig, wir führen hier eine Legende auf. Ich bin der heilige Antonius, und Sie sind die Zauberin, die Satanella! Aber Sie wissen doch, der heilige Antonius widerstand der schönen Versucherin, und so sage auch ich: Apage, Satanas! Hebe Dich weg von mir, süße Versucherin Satanella! Gelobt sei Jesus Christus und die Armuth und die Schuldenlast des kleinen Prinzen

Louis Ferdinand! Er hält sie höher als alle Lorbeeren und Schätze, die ihm von der Gräfin Lichtenau kommen können. Apage Satanas!

Mit einem lauten Lachen und einer tiefen, spöttischen Verbeugung stand er auf, grüßte die Gräfin mit einem Wink seiner Hand, durchschritt dann das Gemach und trat, ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen, in das Nebengemach ein.

Wilhelmine schaute ihm nach mit zornigen Blicken und hob die Hand hinter ihm her mit einer drohenden Bewegung.

Aber am Abend war nichts von Zorn oder Mißmuth in dem strahlenden Antlitz der Gräfin zu sehen. Hell und klar glänzte ihre Stirn von Freude, stolz funkelten ihre Augen, und ein triumphirendes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie inmitten des großen Empfangssaales, unter dem glänzenden Kronleuchter stehend, mit einem huldvollen Lächeln, Anmuth und Reiz in jeder Bewegung, ihre Gäste willkommen hieß.

Die ganze Reihe der Säle und Gemächer war geöffnet. Hundert und hundert Kerzen strahlten Licht aus von den Kronleuchtern aus Bergkrystall und Bronce. Die großen venetianischen Spiegel gaben die wechselnden Bilder der glänzenden

Gestalten zurück, die lächelnd und scherzend in großer Toilette, funkelnd von Brillanten, an ihnen vorüber zogen. In vergoldeten köstlichen Gefäßen aus der königlichen Porzellanfabrik standen Gruppen der auserlesensten und seltensten Blumen aus den prachtvollen Gewächshäusern der Gräfin. Mit dicken türkischen Teppichen belegt waren die Empfangszimmer, und das Parquet der Tanzsäle glänzte spiegelhell.

Die Gräfin, prachtvoll und doch mit dem feinsten Geschmack gekleidet, trug auf dem Haupte die funkelnde Grafenkrone, das Geschenk des Königs, und um den Hals an schwerer goldner Kette ein von Brillanten eingefaßtes Medaillon, in welchem man das sprechend ähnliche Portrait der Königin erblickte. Das war ein Geschenk Ihrer Majestät selber, welches sie empfangen hatte nach der zweiten Badereise, die sie mit dem König nach Pyrmont gemacht. Und Wilhelmine trug es heute auf ihrem schönen, vollen Busen, damit die Höflinge es sähen und sie beneideten und sich ärgerten über dieses Gnadengeschenk der Königin.

Die Carrossen flogen eine nach der andern durch die Straßen nach dem Palais hin. Eine dicht gedrängte Menge hatte sich zu beiden Seiten der offenen Thür aufgestellt, um die Damen in ihren

glänzenden Toiletten zu bewundern, wenn sie aus ihren Carrossen heraus stiegen und über den Teppich, der bis nach der Straße hinunter gelegt war, dahin schritten in die glänzend erleuchtete Vorhalle des Palais.

Und immer größer ward die Gesellschaft der vornehmen Gäste; immer mehr der Damen in den prachtvollen Hofkleidern, der Herren in den goldgestickten Uniformen, die Brust mit Ordens=kreuzen behängt, erschienen in den Sälen der Gräfin Lichtenau, der Trompeterstochter.

Sie dachte daran, als sie eben in der Thür des Tanzsaales stand, die lange Reihe der Zimmer hinauf schaute und sich umwandte und zurückschaute nach der andern Seite hin. Sie waren Alle da, Alle, die einst ihrer gespottet hatten, und die nun demüthig, mit lächelnden Gesichtern, ganz Liebe und Freundlichkeit, ihrer Einladung gefolgt waren und es ihr beim Eintreten Alle gesagt hatten, daß sie sich glücklich fühlten, bei ihrem Feste zu erscheinen. Ja, sie waren Alle da! Und sie hatte ihren Schwur erfüllt, sie hatte sich empor geschwungen über alle diejenigen, welche naserümpfend Jahr um Jahr zu ihr hinab geschaut und sie verachtet und verspottet hatten.

Ein lauter, schmetternder Tusch ertönte jetzt von dem hohen Chor, auf welchem die Musici standen. Der König mit der Königin war eingetreten, und Wilhelmine eilte dem hohen Paare entgegen, um tief und demüthig bis zur Erde sich vor ihnen zu verneigen, denn dem König und der Königin gegenüber ist die Gräfin Lichtenau eine demüthige Sclavin, eine gehorsame Unterthanin.

Der König reichte ihr mit freundlichen Worten die Hand dar, und die Königin gewann es über sich, ihr zu lächeln und sie „ihre liebe Gräfin" zu nennen, und wollte es nicht dulden, daß Wilhelmine auf ihre dargereichte Hand ihre glühenden Küsse drückte. Die Königin lächelte; aber hinter ihr erschien der Kronprinz mit seiner Gemahlin, und er lächelte nicht. Eine düstere Wolke lag auf seiner Stirn, und die Kronprinzessin Louise schien befangen und verlegen, nicht weil sie bei der Gräfin Lichtenau war, denn überall, wo ihr theurer Gemahl sie hinführte, ziemte es sich für sie, daß sie da war. Aber sie ängstigte sich über den zornigen Blick des Kronprinzen, sie fürchtete den Ungestüm seines Aergers, und darum nur war sie befangen und verlegen.

Ich fürchte mich, Friederike, flüsterte sie ihrer schönen Schwester zu, als eben die Gräfin Lichtenau im Gespräch mit der Königin hell auflachte und bei diesem ungebührlichen Lachen die Stirn des Kronprinzen sich noch mehr verdüsterte. Ich fürchte mich wirklich, Friederike.

Die schöne junge Wittwe des Prinzen Ludwig, welche heute zu diesem Fest zum ersten Mal die Trauerkleider um den jungen Gemahl, der vor einem halben Jahre gestorben war, abgelegt hatte, die schöne Wittwe neigte sich dichter an das Ohr ihrer Schwester.

Weshalb fürchtest Du Dich denn, Louise?

Sieh' nur meinen Gemahl an, flüsterte diese. Er wollte durchaus nicht hierher gehen, aber der König schickte heute Nachmittag noch seinen Hofmarschall und ließ es ihm streng befehlen, mit mir bei dem Fest zu erscheinen. Sieh' ihn nur an, Friederike, wie zornig er aussieht!

Die schöne Prinzessin Friederike heftete einen raschen Blick auf das edle, düstere Gesicht des Kronprinzen.

Du hast recht, Louise, lispelte sie entsetzt. Er sieht aus wie eine Pulvermine, die nur noch des kleinen Zünders bedarf, um mit furchtbarem Geprassel aufzufliegen.

Ich bitte Dich, sagte die Kronprinzessin, stehe mir bei, Friederike, daß das nicht geschieht. Wir wollen ihn Beide nicht einen Augenblick verlassen und ihn mit unseren Blicken und unserem Lächeln immer wieder besänftigen, wenn er zornig wird.

Und sie legte leise ihre Hand auf den Arm des Kronprinzen und wandte sich an ihn mit einer liebevollen Frage, und wußte dann ihn bald in ein Gespräch zu ziehen, das sie mit dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrich's des Großen, anknüpfte.

Auch er war gekommen, der Prinz Heinrich. Trotz seines Zornes und seiner Empörung über die fremde Eingedrungene, die Gräfin Lichtenau, hatte er es nicht wagen wollen, dem Befehl des Königs zu widerstehen. Wenn die Königin da war und der Kronprinz, dann mußte wohl freilich auch er seinen Ingrimm überwinden und ein freundliches Gesicht machen zu dieser Demüthigung der ganzen königlichen Familie. Und da war auch die Tochter des Königs, die Landgräfin Auguste von Hessen, welche zum Besuch an den Hof ihres Vaters gekommen war und gleich den anderen Mitgliedern der königlichen Familie beim Feste hatte erscheinen müssen. Und

dann kam das ganze Gefolge der Prinzen und Prinzessinnen, die Oberhofmarschälle, die Kammerherren.

Alle waren sie erschienen, Alle gingen sie lächelnd, beobachtend, flüsternd und bewundernd durch die Säle dahin und schauten auf die Pracht derselben, belobten den Reichthum, den Geschmack und die künstlerische Einrichtung dieser Säle.

Es ist wirklich superb, sagte die Landgräfin von Hessen, als sie eben an der Seite des alten Prinzen Heinrich durch die goldglänzenden Empfangssäle dahin schritt, wirklich ganz superb! Sehen Sie nur, Prinz, diese Gemälde in diesem Saal hier an den Wänden, das sind wahre Kunstwerke. Ich bitte Sie, Prinz, schauen Sie nur dort das große Gemälde, das Portrait der Fürstin Lichtenau, wie ähnlich es ist und wie wundervoll gemalt! Ich möchte wissen, von wem das Portrait ist?

Der Archäolog Hirt, welcher nahe dabei stand, hatte ihre Frage gehört und trat mit ehrerbietigem Gruß heran.

Königliche Hoheit, das ist das Portrait, welches die größte Portraitmalerin, die größte und

berühmteste von ganz Europa, Angelica Kaufmann, in Rom gemalt hat. Es ist ein wahres Kunstwerk und Angelica Kaufmann behauptete selbst, es sei das schönste von allen ihren Gemälden.

Sie haben recht! rief die Landgräfin von Hessen in Extase. Es ist ein wahres Kunstwerk! Dieser Saal hier enthält überhaupt Schätze der Kunst und des guten Geschmacks. Alles ist hier schön! Sogar diese Stühle mit Lehnen aus Elfenbein und Ebenholz geschnitzt sind reizende Kunstwerke.

Hirt lächelte. Die Gräfin Lichtenau war auch ganz entzückt davon. Sie sah diese sechs Stühle, an welchen einer der ersten Bildhauer Italiens sechs Jahre lang gearbeitet und geschnitzt hat, in dem Salon des Marschalls Anton, des berühmten Freundes der Königin Karoline von Neapel. Er war sehr stolz auf dieselben und zeigte sie der Gräfin Lichtenau als etwas ganz Besonderes, Herrliches. Und sie war so bezaubert von diesen Kunstwerken, daß sie sich niederbeugte und einen Kuß auf die Lehne dieses Stuhles drückte. Und am andern Morgen schickte der Marschall Anton ihr die sechs Stühle zum Geschenk.

Das war also ein recht einträglicher Kuß, den die Gräfin da dem Stuhl applicirt hatte, bemerkte Prinz Heinrich trocken, indem er die Landgräfin weiter führte und sie rasch durch den nächsten Saal hinein führen wollte in den Theatersaal. Aber die Landgräfin konnte sich gar nicht satt sehen an allen diesen Herrlichkeiten, diesen Kunstschätzen, und sie blieb schon wieder vor einer Marmorstatue stehen, die in einer Nische an der Wand stand.

Diese Statue ist wirklich bewunderungswürdig! rief die Landgräfin enthusiastisch. Wahrhaftig, die möchte ich wohl besitzen!

Ich nicht, murrte Prinz Heinrich, wahrhaftig ich nicht. Ich will nichts haben. Alles infam in dieser Boutique!*)

Er führte die Landgräfin eiligen Schrittes weiter, und sie traten jetzt in den Theatersalon. Der König und die Königin waren schon da. Sie saßen in der Mitte des Saales, gerade gegenüber der Bühne, deren Vorhang noch herabgelassen war. Dicht neben der Königin saß die Gräfin Lichtenau, strahlender und glänzender in

*) Das Gespräch ist notorisch. Siehe: Martin, Memoir.

ihrer ganzen Erscheinung, prachtvoller mit Brillanten geschmückt, wie die Königin selber. Die Prinzen und Prinzessinnen nahmen zu beiden Seiten in der vordersten Reihe Platz, und hinter ihnen ordnete sich der ganze Zug der Fürsten und Grafen, der hohen Hofbeamten, der Generalität, und erfüllte den ganzen Saal mit Pracht und Herrlichkeit.

Ganz im Hintergrunde des Saales, im dunkeln Schatten einer kleinen Loge, stand der Geheimkämmerer Rietz und schaute mit lächelndem Blick hin über die glänzende Versammlung, und preßte die Lippen zusammen, um nicht laut aufzulachen vor Spott und Hohn über all' die süßen, lächelnden Gesichter und über den verbissenen Aerger, den er mit scharfem Blick auf allen diesen Gesichtern doch erkannte.

Auch er dachte zurück an alle die Zeiten, die gewesen, dachte an jene Unterredung, die er damals mit Wilhelmine Enke gehabt, und wie sie Beide die Hände in einander gelegt und sich geschworen hatten: Einer dem Andern zu helfen und beizustehen, daß sie zu Macht und Ansehen, zu Gold und Gut gelangten.

Sie hatten ihren Schwur Beide erfüllt. Wilhelmine Enke war jetzt eine Gräfin. Sie saß

zur Seite der Königin. Und er? Nun, er war ein reicher und angesehener Mann, und wenn er auch kein Graf war, so neigten sich doch vor ihm die Grafen und Fürsten, denn er war der einflußreiche Vertraute des Königs. Auch er hatte sein Ideal erreicht: hatte Geld, hatte eine schöne Geliebte, hatte ein behaglich und üppig eingerichtetes Haus und den besten Koch aus ganz Paris. Er konnte zufrieden sein, er hatte seinen Weg gut gemacht, besser vielleicht als seine Ex-Gemahlin, die Gräfin Lichtenau. Sie steht auf der Höhe, sie mag zusehen, daß sie nicht falle und hinab stürze.

Das dachte der Kämmerer Rietz, als er dastand im Schatten der Loge und die ganze Pracht und Herrlichkeit überschaute, und die lächelnden und verlegenen Gesichter der Prinzen und Prinzessinnen, das trübe Angesicht der Königin und die stolze, triumphirende Miene der Gräfin Lichtenau beobachtete.

Der Vorhang flog in die Höhe und die Oper begann. Die Sänger und Sängerinnen beeiferten sich, ihre Rollen im höchsten Styl mit der glänzendsten Kunstfertigkeit auszuführen, und das vornehme Auditorium lauschte ihnen mit andäch-

tigem Schweigen und wagte nicht zu applaudiren in Gegenwart des Königs und der Königin. Aber nach der großen Arie des Marc Antonius, welche mit bewunderungswürdiger Kunstfertigkeit gesungen worden, applaudirte der König lebhaft und ließ laut sein Bravo, Bravo! ertönen. Und nun war es der Gesellschaft frei gegeben, ihrem Entzücken Ausdruck zu leihen und zu applaudiren und Bravo zu rufen, so lange, so stürmisch, bis der Sänger, der schon die Bühne verlassen, wieder hervortrat und sich tief verneigte vor dem König und eben so tief dann vor der Gräfin Lichtenau. Dann trat er zurück, und Octavia, dargestellt von der größten Sängerin ihrer Zeit, von der Schmalz, erschien jetzt auf der Bühne, und mit ihrer himmlischen Stimme und dem tiefen Ausdruck des Gefühls begann sie nun zu singen, eine schmerzbewegte, tiefergreifende Arie, in welcher sie klagte über das Unglück ihres Lebens, über die Untreue ihres Gemahls, des Marc Antonius.

Ganz unwillkürlich, und ohne daß sie es wußten vielleicht, richteten sich die Augen aller Anwesenden zu der Königin hin. Und sie, die anfangs noch versucht hatte, sich zusammen zu fassen, sie vermochte endlich nicht mehr das Lä=

cheln auf ihren Lippen fest zu halten. Sie neigte ihr Haupt tiefer, und mit einem schmerzlichen Seufzer drückte sie ihr Taschentuch vor ihr Angesicht und unterdrückte mühsam ihr Schluchzen.

Der König hatte es nicht gewahrt und schaute lächelnd um sich und applaudirte wieder lebhaft, als die Schmerzensklage Octavia's verhallt war. Der Kronprinz aber, der hatte es gesehen, und er machte eine heftige Bewegung, als wollte er aufstehen und zu der Königin hingehen, und nur der sanfte Druck von Louisens Arm hielt ihn zurück, und ihre flehenden Worte beschworen ihn, an ihrer Seite zu bleiben.

Nach der Oper begab man sich in die Säle, in welchen nun ein glänzendes Souper arrangirt war. Für den König und die Königin mit den Prinzen und Prinzessinnen hatte die Gräfin Lichtenau eine eigene Tafel in der Mitte des großen Saales errichten lassen, und die war geschmückt mit den herrlichsten goldenen und silbernen Gefäßen und funkelte von köstlichen venetianischen Glasgefäßen und duftete von den herrlichsten tropischen Blüthen.

Sie selber hatte an einer der nächsten Tafeln Platz nehmen wollen, aber der König duldete es nicht. Er erhob sich von seinem Sitz, bot der

Gräfin den Arm und führte sie selbst mit zuvorkommender Galanterie und ausgesuchter Höflichkeit an die königliche Tafel, und da ließ er sie Platz nehmen zwischen sich und der Königin.

Der Kronprinz erblaßte; ein Zittern durchflog seine ganze Gestalt, und er preßte die Lippen fest auf einander, damit sie das Wort nicht sprächen, das Wort, welches laut und zornig in seinem Herzen wiederhallte, das Wort der Rache und der Vergeltung dereinst.

Ja, es war ein wohl gelungenes, glänzendes Fest, es war ein vollkommener Triumph, den die Gräfin Lichtenau feierte, und sie selber war entzückt und berauscht davon. Der König hatte sie zum Abschied beim Schluß des Festes vor dem ganzen Hofe, vor allen Prinzen und Prinzessinnen „seine liebe Gräfin, seine Freundin" genannt und hatte sie auf die Stirn geküßt.

Die Königin hatte wieder ihr die Hand dargeboten und mit freundlichen Worten ihr Lebewohl gesagt. Der Kronprinz hatte, den flehenden Blicken, den sanften Worten seiner Gemahlin folgend, sich überwunden und war zu ihr heran getreten und hatte sich freundlich von ihr verabschiedet.

Sie waren alle gekommen die Prinzen und Prinzessinnen und hatten ihr gehuldigt, und ihrem Beispiele folgend, hatte der ganze Troß des hohen Adels sich gedemüthigt und gebeugt vor ihr, vor ihr, der Trompeterstochter.

Sie lachte laut auf, als sie nun, da das Fest beendet war, durch die glänzend erleuchteten Säle ging, die nun still und stumm waren. Stolz gehobenen Hauptes schritt sie dahin durch diese glänzenden Hallen, blieb stehen in der Mitte des großen Tanzsaales, in welchem der König vorhin ihr seine Huldigung dargebracht, und ein stolzer Triumph glänzte auf ihrem Angesicht.

Ich habe meinen Schwur erfüllt! Ich habe sie Alle gedemüthigt, sie Alle zu meinen Füßen niedergedrückt! Ich stehe nun da, wohin ich wollte, ist stehe auf der Höhe, auf der Höhe!

Das laute Wort hallte seltsam wieder in den langen öden Sälen, und leise hallte das Echo zu ihr heran. Auf der Höhe! hatte sie gerufen. Auf der Höhe! Wehe! Wehe! klang das Echo ihr zurück.

Wilhelmine schauderte in sich zusammen, und es ward ihr unheimlich in den leeren Sälen.

Es war ihr, als klänge es wie Geistergeflüster um sie her, und das Wehe! tönte noch in ihrem Herzen wieder, als sie rasch nun vorwärts schreitend in ihr Schlafgemach eintrat.

Wehe! Wehe!

## 8.
## Der Tod.

Es war in den späten Herbsttagen des Jahres 1797. Der König Friedrich Wilhelm hatte sich in das Marmorpalais nach Potsdam zurückgezogen, und nur seine nächsten Vertrauten, Diener und Freunde hatten ihn dahin begleiten dürfen. Die Gräfin Lichtenau wohnte unmittelbar nahe bei ihm in dem Cavalierhause, und als die treue Pflegerin des Königs war sie von der Frühe des Morgens bis spät am Abend in seiner Nähe.

Der König war krank. Das war eine Thatsache, welche man nicht mehr als Geheimniß betrachten konnte. Das Fest der Genesung, welches die Gräfin Lichtenau gegeben, war zugleich, wie es schien, ein Fest des Abschieds gewesen, denn seitdem hatte der ganze Hof den König nicht

mehr gesehen. Wenige Tage schon nach diesem Fest war er erkrankt, und die Aerzte machten ein bedenkliches Gesicht und zuckten die Achseln und flüsterten unter einander, daß die Stunde der Entscheidung immer näher heranrücke. Die Brustwassersucht ist ein gefährlicher Feind der Aerzte; man kann ihn wohl zuweilen mit Kunst und Geschicklichkeit auf einige Zeit noch zurückhalten, aber er kommt immer wieder, schreitet vorwärts, wenn auch noch so langsam, und besiegt alle Mittel und spottet aller Gegenwehr.

Die Leibärzte mochten es allein nicht mehr übernehmen, einen so hohen Kranken zu behandeln und ihn dem Tod in die Arme zu führen. Sie baten selber den König, daß er noch einige andere Aerzte solle rufen lassen, damit sie sich mit ihnen berathen könnten. Der König ließ es geschehen. Er hatte das Leben noch immer lieb, er hoffte noch immer auf Genesung. Es gab noch so Vieles zu thun, noch so Vieles zu genießen und vielleicht auch so Vieles wieder gut zu machen. Denn in den Tagen der Krankheit, da schaut man rückwärts in die Vergangenheit und sieht die Gestalten, welche anklagen, und die gerötheten Augen, aus denen man Thränen hervor gerufen und die man jetzt trocknen möchte. In

den Tagen der Krankheit gehen an dem Schmerzenslager die Gespenster vorüber mit den rückwärts gewandten Gesichtern, die verzweifelnd hinein schauen in das, was gewesen, und vorwärts schauen in die Zukunft.

Ich will gesund werden, gesund! ächzte der König oft, wenn er keuchend und athemlos von den quälenden Brustbeschwerden in Kissen gepackt auf seinem Fauteuil saß. Ich muß gesund werden, denn ich habe wieder gut zu machen, ich habe zu vergelten! Macht mich gesund, Ihr Aerzte, gebt mir Lebenskraft wieder, Lebensbalsam!

Und dann kam wohl Bischofswerder und flüsterte von dem Beistand der Unsichtbaren und von dem Lebensbalsam, den die frommen Väter ihm gesandt für den kranken König, den geliebten Sohn der Rosenkreuzer. Aber ach, die Tage waren vorüber, wo der König auf den Beistand der unsichtbaren Väter gerechnet, wo er an die Kraft des Lebensbalsams glaubte.

Erinnern Sie mich nicht mehr an diese verlorene Illusion, sagte er hastig zu Bischofswerder. Es ist nicht großmüthig von Ihnen, denn ich habe den Glauben verloren, und das ist etwas Trostloses und Schmerzliches zugleich. Ich wollte, ich könnte noch an Ihren Lebensbalsam glauben;

es würde mir Erleichterung verschaffen, es würde mich trösten in meinen Schmerzen. Nehmen Sie Ihre Fläschchen und sprechen Sie nicht mehr von den Unsichtbaren! Sie sehen es wohl, die einzigen Unsichtbaren, welche neben mir sind, das sind die Schmerzen, ich fühle ihre Nähe in meinen Gliedern. Kommen Sie, Wilhelmine, reichen Sie mir Ihre Hand, sprechen Sie zu mir. Ihre Liebe und Ihre freundliche Stimme allein ist es, die mir noch Trost und Heiterkeit gewährt.

Sie mußte immer um ihn sein, sie durfte ihn nicht einen Augenblick verlassen. Selbst wenn die Aerzte kamen, mußte sie gegenwärtig sein bei ihren Berathungen, mußte ihnen Bericht erstatten über alle Symptome, welche sie bemerkt hatte. Auch als der berühmte englische Arzt Belitz, den Lord Spencer gesandt, in Potsdam eingetroffen, mußte es Wilhelmine sein, welche ihn zum König führte und ihm Bericht erstattete. Und dann wurden die drei Leibärzte gerufen, um im Verein mit dem Engländer den Zustand des Kranken zu untersuchen. Er ließ Alles geschehen, hielt nur die Hand Wilhelminens in der seinen und schaute sie an mit seinen trüben, verschwollenen Augen.

Die Aerzte zogen sich in die Ecke des großen

Gemaches zurück, und da sprachen sie mit einander, laut genug, daß der König und Wilhelmine hören konnten, was sie sprachen.

Man muß dem König stärkende Arzeneien geben, sagte der eine. Man muß versuchen, ihn durch eine animalische Cur wieder zu kräftigen, bemerkte der andere. Man muß ihn täglich spanischen Wein trinken und Chokolate essen lassen! rief der dritte der Leibärzte. Und dann hörte man die schwere, gewichtige Stimme des Engländers, welcher mit entschiedenem Nachdruck sagte: Meine Herren, ich bestreite alle Ihre Meinungen. Ich bin der Ansicht, man muß den König vor allen Dingen schwächen und ihn eine Zeit lang nur von Milch und Honig leben lassen.

Und nun begannen sie heftig unter einander zu streiten und zu zanken, vergaßen in dem Eifer ihrer Wissenschaft und ihrer verschiedenen Ueberzeugungen, daß sie in der Nähe des Königs waren, und mit lauten Stimmen und erbitterten Gesichtern stritten und zankten sie unter einander.

Der König wandte die Blicke zu Wilhelminen hin, und ein schwaches Lächeln zuckte um seine Lippen.

Ach, murmelte er leise, wie gut hat Molière die Menschen gekannt. Soeben erleben wir eine

Scene in der Wirklichkeit, wie er sie uns in seinem berühmten Lustspiel so treu nach dem Leben vorführt. *)

Und als sie sich endlich geeinigt hatten über die Cur, welche der König jetzt befolgen sollte, da wollten denn auch die Mittel, die man ihm gab, nicht helfen. Der König ward kränker, die Kräfte schwanden. Und nun von allen Seiten kamen die Quacksalber und die Wunderdoctoren herbei, und Bischofswerder und Wöllner machten es sich zur Pflicht, sie zum König zu führen, um ihm neue Hoffnung zu geben und seinen Glauben an die Wunder und die Unsterblichen neu zu beleben.

Da kam Helmstedt, der Professor der Chemie in Berlin. Neue Lebensluft wollte er bereiten für den König. Und man räumte ihm in dem Marmorpalais eine Küche ein, wo der Chemiker aus allerlei Substanzen, die er in seinen Retorten kochte, eine neue Luft bereitete, die man in Ballons von Goldschlägerhäutchen auffing. Dann wurden sie in das Krankenzimmer getragen, und dort, vor dem Angesicht des Königs,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Mémoires de la Comtesse de Lichtenau.

wurden die Häutchen aufgeschlagen, daß er den warmen Dampf einathme.

Aber auch die neue Lebensluft wollte nichts mehr nützen und fördern. Da kam der Magnetiseur Monsieur de Bomont aus Paris. Und der sprach mit salbungsvoller Miene: Der König ist nicht krank; er leidet nur an einem Mangel an Pflanzensaft, welches das eigentliche Lebensprincip ist. Die Medicamente haben keine Heilmittel für den Zustand des Königs; die Natur allein vermag den hohen Leidenden wieder zu beleben. Er muß elektrische Bäder nehmen; er muß bei offenem Feuer und bei geöffneten Fenstern sitzen; er muß wenig sprechen, aber viel hören; er muß, so lange die Sonne scheint, stets unter ihren Strahlen sitzen; er muß erheitert und amüsirt werden, und beständig, Nacht und Tag, muß in dem Nebenzimmer eine sanfte und süße Musik von Blasinstrumenten unterhalten werden. Und vor allen Dingen muß der König sich jeglicher Gedanken entschlagen, das ist nur Gift, welches Oel in's Feuer gießt.

Drei Tage lang befolgte man die Cur des neuen Wunderdoctors, aber auch sie wollte nichts helfen und fördern. Der König war und blieb

krank, und immer düsterer und immer stiller ward es in dem Marmorpalais zu Potsdam.

Aber der König wollte nicht krank sein. Er wollte kämpfen gegen diesen unerbittlichen Feind, der täglich Schritt vor Schritt ihm näher kam, wollte kämpfen bis zum letzten Moment. Täglich noch erschien er an der Mittagstafel. Aber weder seine Familie, seine Gemahlin noch Kinder, durften an derselben Theil nehmen; nur der vertraute Kreis seiner Gesellschafter war um ihn versammelt, nur die Gräfin Lichtenau durfte an seiner Seite sitzen. Die Königin hatte sich beim Beginn der Krankheit nach Potsdam begeben und hatte den König angefleht, ihr zu erlauben, daß sie seine Pflege übernähme, aber Friedrich Wilhelm hatte es mit Heftigkeit zurückgewiesen. Und dann, als die Königin traurig hinaus gegangen war, hatte er dem Geheimkämmerer den strengen Befehl gegeben, die Königin nicht wieder zu ihm einzulassen, es beunruhige ihn, es rege ihn auf.

Sie schaut mich immer an mit einem stillen Vorwurf in den Mienen, sagte er murmelnd zu sich selber. Ich weiß, daß ich Vieles an ihr wieder gut zu machen habe, und ich kann nicht

gut machen, kann nicht. Ich will sie nicht mehr sehen.

Aber die treue Anhänglichkeit und Ergebenheit der Königin führte sie doch immer wieder zurück nach Potsdam. Als der Kämmerer dem Befehl Seiner Majestät gemäß die Königin zurückgewiesen, da ließ sie die Gräfin Lichtenau zu sich rufen, und mit Thränen bat sie dieselbe, den König zu vermögen, daß er sie empfange.

So viel Ergebenheit, so viel Liebe und Demuth rührte Wilhelminen, und mit Thränen in den Augen versprach sie, den Wunsch der Königin zu befürworten. Sie ging noch einmal zurück in's Krankenzimmer, dann nach einer Weile kam sie wieder heraus mit triumphirendem Angesicht.

Es ist mir gelungen, Majestät; der König ist bereit, Sie zu empfangen.

Lächelnd führte die Gräfin Lichtenau an ihrer Hand die arme Königin in das Zimmer ein, in welchem der König, in Kissen gepackt, auf dem Lehnstuhl saß. Er nickte ihr zu und hieß sie mit einem leise gemurmelten Wort willkommen. Aber dann schloß er die Augen und schien nichts zu hören von all' den zärtlichen und bekümmerten Worten seiner Gemahlin. Sie fühlte es wohl, daß ihre Gegenwart ihn belästige, und zog sich

leise, auf den Zehen gehend, wieder aus dem Gemach zurück, und die Gräfin Lichtenau machte ihr die Honneurs des Hauses und begleitete sie hinaus, und versprach der Königin, daß sie von Zeit zu Zeit ihr wieder Gelegenheit geben wolle, den König, ihren Gemahl, zu sehen.

Aber die Gesellschafter und vertrauten Diener, der französische Vorleser, der französische Spaßmacher, nebst einigen Emigrirten, die allein jetzt noch den intimen Umgang des Königs bildeten, die durften noch immer in dem Krankenzimmer erscheinen. Und sie saßen täglich an der Tafel des Königs, und versuchten es, durch pikante Witzworte, durch heitere Scherze den König zu unterhalten.

Heute, am zwölften November, schien der König schwächer und hinfälliger, wie er es bisher gewesen. Seine Glieder zitterten, der Athem kam nur keuchend aus seiner Brust hervor und das Antlitz war von Todtenblässe übergossen. Aber er wollte es dennoch nicht dulden, daß man ihn als einen Kranken behandle; er wollte immer noch kämpfen gegen den Feind, der nun immer näher und näher heranschritt. Die Mittagstafel durfte nicht abgesagt werden; er ließ sich ankleiden und die Gesellschaftstoilette anlegen wie alle

Tage. Dann, auf den Arm der Gräfin Lichtenau gestützt, begab er sich in den Eßsaal. Und da war die Gesellschaft schon versammelt und nahm auf den stummen Gruß und Wink des Königs Platz.

Aber es war doch ein entsetzlicher Anblick, ihn so leiden und so todtenbleich zu sehen, und Niemand wagte es, ein Wort zu sprechen. Nur die Lakaien flogen leise auf den Zehen um die Tafel herum und präsentirten die kostbaren Speisen. Der König schüttelte nur jedesmal, wenn man ihm die goldenen Schüsseln präsentirte, leise das Haupt und ließ sie vorüber gehen. Und schweigend, lautlos aßen die Gäste, keiner wagte mehr eine Bemerkung zu machen über diese auserlesenen Gerichte, welche sonst den Gaumen des Königs so sehr erfreut hatten. Man trank den Rheinwein und den Tokayer in tiefem Schweigen; man schaute einander an dabei mit traurig angstvollen Gesichtern, und die Augen der Gräfin Lichtenau füllten sich mit Thränen bei dem Anblick dieser Hinfälligkeit und dieses trotzigen Kampfes gegen den Tod.

Auf einmal ward diese Stille durch einen lauten Knall unterbrochen. Der König stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig zurück. Und

doch war es nur der Pfropfen einer Champagner=flasche gewesen, welcher sich gelöst und an die Decke des Gemaches emporgeflogen war. Man trug den König ohnmächtig in sein Wohngemach zurück, und die Gesellschafter verließen mit ver=störten Gesichtern den Eßsaal und zogen sich zurück nach dem Kaffeezimmer, um dort die wei=teren Befehle des Königs zu erwarten. Aber da kam die Gräfin Lichtenau und flüsterte ihnen ein letztes Lebewohl des Königs zu und sagte ihnen: daß von nun an die Gesundheit des Kö=nigs es nothwendig mache, auf alle Gesellschaften vorläufig zu verzichten.

Vorläufig, betonte die Gräfin, bis zur Ge=nesung Seiner Majestät.

Und nun gingen die Gesellschafter, die Spaß=macher und Schmarotzer hinaus aus dem Pa=lais, und die Pforte schloß sich hinter ihnen für immerdar.

Wilhelmine kehrte zurück in das Kranken=zimmer des Königs. Er hatte jetzt den Kampf aufgegeben gegen diesen Feind, der nun nahe vor ihm stand und ihn anstarrte mit düsterem Gesicht und vorwurfsvollen Blicken.

Wilhelmine, sagte er leise, es geht zu Ende. Ich sterbe.

Nein, rief sie, in Thränen ausbrechend, nein, Du darfst nicht sterben, Du darfst mich nicht verlassen!

Ich muß, ich muß, sagte der König. Aber ich will sterben mit dem Bewußtsein, daß Deine Zukunft gesichert ist. Ich habe schon mit Haugwitz darüber gesprochen; man soll mir Haugwitz rufen.

Und auf einen Wink der Gräfin Lichtenau eilte der im Vorzimmer stets Wache haltende Geheimkämmerer nach Berlin, um den Minister von Haugwitz herbei zu holen.

Inzwischen hatten die Aerzte, die Tag und Nacht im Marmorpalais stationirt waren, sich wieder beim König eingefunden und suchten durch allerlei Mittel ihm Erleichterung zu verschaffen. Und als der König dann in einen sanften Schlummer gefallen war, winkten sie der Gräfin, in das Nebengemach zu kommen, und flüsterten ihr zu: daß es zu Ende ginge und daß der König sich nun bald beugen müsse unter die Hand des Königs der Könige, unter den Tod. Sie weinte laut auf, aber unterdrückte dann doch ihre Thränen und ihr Schmerzgefühl, um in das Gemach des Königs zurückzukehren.

Als der König wieder erwachte, da war seine

erste Frage nach dem Minister von Haugwitz. Der war schon gekommen und trat aus dem Nebenzimmer ein. Und der König bedeutete Wilhelminen, aus dem Secretär, der drüben an der Wand stand, das kleine Packet heraus zu nehmen, welches sie versiegelt in demselben finden werde. Sie that es und reichte es dem König dar. Und er wandte sich an den Minister von Haugwitz:

Erkennen Sie das Packet, Haugwitz? fragte er mit matter Stimme.

Ja, Majestät, ich erkenne es. Es sind die holländischen fünfprocentigen Schuldscheine über fünfmalhunderttausend Thaler, welche ich auf Befehl Eurer Majestät neulich versiegelt und dort in den Secretär gelegt habe.

Der König nahm mit seiner zitternden Hand das Packet und reichte es der Gräfin dar.

Ich schenke Ihnen das, meine Freundin, sagte er. Es ist ein wahres Geschenk meiner Liebe und Dankbarkeit, und ich gebe es Ihnen in Gegenwart des Ministers von Haugwitz, der es einst meinem Nachfolger bezeugen und beschwören kann, daß ich Ihnen diese fünfmalhunderttausend Thaler geschenkt habe. Nicht wahr, Haugwitz? Sie können das und Sie werden das?

Ja, Majestät, erwiderte der Minister, sich tief verbeugend, ich kann es bezeugen und beschwören, daß Eure Majestät diese fünfmalhunderttausend Thaler holländischer Schuldscheine der Gräfin Lichtenau geschenkt haben.

Die Gräfin sank vor dem Lehnstuhl des Königs auf ihre Kniee nieder, und indem sie das Packet von ihm empfing, küßte sie seine kalten Hände.

Und nun gehen Sie, lieber Haugwitz, sagte der König, und wenn wir uns nicht wieder sehen sollten, so gedenken Sie meiner als eines guten Freundes von Ihnen. Gehen Sie!

Er winkte hastig nach der Thür hin, und der Minister von Haugwitz schlich leise auf den Zehen hinaus, gefolgt von der Gräfin Lichtenau, der er mit der Hand ein Zeichen gemacht, ihm zu folgen.

Gräfin, sagte er draußen im Vorzimmer. Sie sind jetzt reich und unabhängig. Ich gebe Ihnen einen einzigen guten Rath, und ich beschwöre Sie als Ihr treuer und unveränderlicher Freund, nehmen Sie diesen guten Rath an. Eilen Sie in Ihr Palais nach Berlin, packen Sie Ihre Kostbarkeiten, ihre Geldpapiere zusammen, nehmen Sie diese fünfmalhunderttausend Thaler, und dann mit Extrapost fort aus Berlin, fort aus

Preußen. Ich beschwöre Sie, nehmen Sie diesen Rath an.

Wilhelmine sah ihn mit zürnenden, stolzen Blicken an. Das heißt, Sie geben mir den Rath, treulos und schlecht an dem König zu handeln, dem ich Alles danke. Nein! Er bedarf meiner. Ich bleibe!

Aber Gräfin, vergessen Sie nicht, daß Sie von Feinden umgeben sind, daß Spione und Aufpasser schon jetzt das Palais beobachten und belauern und jede Ihrer Bewegungen, jedes Ihrer Worte belauschen. Glauben Sie mir, wenn der König die Augen geschlossen hat, wird die Meute, welche jetzt außen vor den geschlossenen Pforten des Palais aufpaßt, hereinstürzen und Sie überwältigen. Glauben Sie mir das. —

Es ist möglich, sagte sie ruhig, aber ich werde bis zum letzten Augenblick meine Pflicht erfüllen.

Dann kehrte sie zurück in das Krankenzimmer des Königs, der sie mit Ungeduld erwartet zu haben schien.

Wilhelmine, sagte er zu ihr, man wird, wenn ich nicht mehr bin, hier Alles versiegeln und verschließen, und ich möchte nicht, daß man auch die Briefe, die ich von Dir erhalten, versiegeln und

lesen sollte. Schließe den Secretär auf; darin liegt in dem großen Fach eine Schreibmappe von Maroquin, nimm sie an Dich und verbrenne sie. Es sind alle Deine Briefe, die ich seit siebenundzwanzig Jahren erhalten habe.

Die Gräfin that, wie ihr der König befohlen, und nahm die große, schwere Mappe von Maroquin aus dem Secretär.

Gehe und verbrenne sie, sagte der König. Ich will jetzt schlafen und allein sein. Gehe, Wilhelmine.

Aber sie wartete, bis der König wirklich in Schlaf gefallen war, dann ging sie hinaus mit der schweren Mappe und dem kleinen Packet Banknoten. Draußen winkte sie dem Geheimkämmerer, daß er sich nun in das Gemach zum König begebe und dort den Abend über bleibe; sie wolle nach Berlin fahren, um dort einige wichtige Dinge zu besorgen. Dann gab sie Auftrag, ihr einen königlichen Wagen vorfahren zu lassen.

Und die Lakaien und Diener sahen es, wie sie nun mit der schweren großen Mappe und dem kleinen versiegelten Packet in den Wagen stieg und nach Berlin fuhr. Und sie flüsterten unter einander, und der Lakai, der neben dem

Kutscher auf dem Bock saß, der eilte, als die Gräfin Lichtenau nun in ihrem Palais angelangt war, hin nach dem Palais des Kronprinzen und begehrte sofort bei ihm eine Audienz.

Der Kronprinz ließ ihn vor sich kommen.

Wie geht es Seiner Majestät dem König? das war seine erste Frage.

Königliche Hoheit, es geht Seiner Majestät schlimm und die Aerzte sagen, daß er nur noch einen Tag zu leben hat.

Sind Sie gekommen, mir das zu sagen?

Nein, königliche Hoheit, ich habe etwas Wichtiges zu melden. Die Gräfin Lichtenau hat eine große Mappe nach Berlin gefahren und ist eben in ihr Palais damit gegangen. In der Mappe befinden sich wichtige Staatspapiere und Gelddocumente. Das weiß ich ganz bestimmt.

Der Kronprinz nickte. Es ist gut, ich danke Ihnen.

Aber er wandte doch mit einem düstern und verächtlichen Blick dem Judas den Rücken zu, der seine Herrin verrieth und anklagte.

Während er dann mit großen Schritten im Gemach auf und ab ging und überlegte, was zu thun sei, lag die Gräfin von Lichtenau vor dem großen Kamin in dem glänzenden Tanzsaal,

in welchem jüngst das prächtige Fest stattgefunden, lag da auf ihren Knieen und las in diesen vergilbten Blättern, die ihr die Geschichte ihrer Vergangenheit zurückriefen, las von den Tagen, welche einst gewesen, und warf dann die Briefe, einen nach dem andern, in das Feuer, welches sie sich selbst in dem Kamin angezündet hatte. Und wie die Briefe dann aufloderten und in leichte Asche sich verwandelten, sank ihre ganze Vergangenheit nieder in die Flamme, erlosch und starb dahin. Dieser glänzende Saal, die Pracht, die sie umgiebt, das ist noch Gegenwart; aber was wird die Zukunft sein, und wie wird die sich gestalten? Nichts bleibt übrig von der Gegenwart, sie verwandelt sich in Vergangenheit und wird zu Asche, wie jetzt die Papiere da, die bei jedem ihrer Athemzüge leise aufflattern und in grauen Staubwölkchen durch den Saal dahin schweben. Auch die Zukunft umflattert sie wie graue Staubwolken, wie Todesvögel, aber sie sieht es noch nicht.

Sie kehrte zurück nach Potsdam. Der Zustand des Königs hatte sich verschlimmert; die Aerzte erklärten der Gräfin Lichtenau, daß ihre Kunst nun vergeblich sei. Der allmächtige König der Könige war eingezogen in das Marmorpalais

und stand an dem Lager des Königs. Die Aufpasser und Beobachter hatten es gemeldet nach Berlin hin, und um elf Uhr Vormittags kam der Kronprinz mit seiner Gemahlin, die Königin und alle Kinder des Königs nach Potsdam, um den letzten Abschied zu nehmen von dem König. Sie ließen sich melden bei dem König. Aber die Gräfin Lichtenau, welche die ganze Nacht bei ihm gewacht hatte, war eben in ein Nebenzimmer gegangen, um sich auszuruhen, und der König schüttelte unwillig sein Haupt, als man ihm seine Familie meldete.

Niemand sehen! Niemand! sagte er heftig.

Die Kammerlakaien meldeten es der draußen harrenden königlichen Familie. Und da erinnerte sich die Königin, daß sie bisher immer nur durch die Vermittelung der Gräfin Lichtenau zum König gekommen; und sie begab sich zu ihr und bat sie, den König zu vermögen, daß er seine Familie empfange. Sie versprach es, und nach einiger Zeit kam ein Lakai aus dem Krankenzimmer und meldete den Harrenden, daß der König bereit sei, sie zu empfangen.

Nun öffnete sich ihnen die Thür des düstern Krankenzimmers, und leise auf ihren Zehen traten sie ein, die Königin am Arm des Kronprinzen.

Bei dem Anblick des Kranken, dessen Züge schon jenen traurigen und entsetzensvollen Ausdruck angenommen, mit welchem der Tod seine Opfer zeichnet, füllten sich die Augen des Kronprinzen und seiner Mutter mit Thränen, und nur mühsam unterdrückten sie ihr Schluchzen und schwankten zu dem Kranken hin. Die Gräfin Lichtenau stand neben demselben, und in ihren Armen richtete nun der König sich auf und wandte den trüben, matten Blick auf seinen Sohn hin.

Mein lieber Sohn, sagte er mit ächzender Stimme, ich kenne Deine vortrefflichen Eigenschaften zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß Du einst gewiß das Glück Unserer treuen Unterthanen machen wirst, und daß Du die Achtung, welche sich das Haus Brandenburg erworben hat, in seinem Glanz erhalten wirst. Versprich mir, daß Du es willst.

Ich verspreche es! erwiderte der Kronprinz mit leiser, zitternder Stimme, und wie er die Hand des Königs küßte, fiel eine heiße Thräne aus seinen Augen auf dieselbe nieder. Der König fühlte es.

Du weinst? sagte er matt. Mich rührt Dein Schmerz. Aber es ist noch nicht so weit, ich kann noch wieder besser werden. Wir Alle stehen

in Gottes Hand; aber die Gefahr ist mir nahe und —

Er lehnte ächzend sein Haupt auf die Schulter der Gräfin Lichtenau und flüsterte ihr ein paar Worte zu. Sie wiederholte sie laut:

Will's nicht aufschieben, Dir meinen Segen zu geben.

Der Kronprinz kniete nieder. Und der König wollte den Arm erheben, um die Hand auf das Haupt seines Sohnes zu legen, aber er sank schwach zurück. Da nahm die Gräfin Lichtenau diesen Arm, hob ihn sanft empor und legte die Hand des Königs auf das Haupt seines Sohnes, welcher einige Worte murmelte, die erstarben in dem Röcheln, welches aus seiner Brust hervorkam.

Dann, als der Kronprinz sich erhob, winkte der König mit einem matten Aufschlag seiner Augen die Königin zu sich heran.

Auch sie kniete neben ihm nieder.

Und der König Friedrich Wilhelm, das Haupt gelehnt auf die Schulter der Gräfin, sprach zu ihr.

Aber die Worte tönten so leise und zitternd von seinen Lippen, daß sie nur das Ohr der Gräfin Lichtenau erreichten, und sie wiederholte nun mit lauter Stimme, was er sagte:

Ich bedaure, Madame, Sie zuweilen gekränkt zu haben. Es thut mir leid. Aber glauben Sie an meine Versicherung, daß ich keinen Augenblick meines Lebens aufgehört habe, eine so gute und tugendhafte Gattin zu lieben und hoch zu achten.

Es war seltsam, wie diese Worte des sterbenden Königs von den Lippen der Gräfin Lichtenau wiederklangen. Der Kronprinz wandte sich schaudernd ab, und es ging ihm wie ein Dolchstich durch die Seele.

Gehen Sie nun! sagte der König mit lauter Stimme. Wilhelmine, begleite meine Gemahlin und den Kronprinzen hinaus.

Sie folgten dem Befehl, und draußen in dem Vorzimmer fiel die Königin von Schmerz ergriffen, und in dieser Stunde nicht gedenkend der Kränkungen, welche sie empfangen, der Gräfin Lichtenau um den Hals, und dankte ihr mit gerührter Stimme für die treue Pflege des Königs, und versicherte sie ihrer Gnade und ihrer Huld.

Der Kronprinz stand dabei und sagte kein Wort. Das Haupt hatte er stolz erhoben, und die braunen lichten Augen ruhten auf der Gräfin Lichtenau mit einem Ausdruck tiefen Hasses, unaussprechlicher Verachtung. Und ohne ein Wort

bot er dann der Königin den Arm und führte sie hinaus.

Der Gräfin ging ein Schauer durch die Seele, und zum ersten Mal überkam sie eine Ahnung dessen, was geschehen könnte, wenn die zwei Augen da drinnen sich geschlossen hätten.

Sie kehrte in das Krankenzimmer zurück, und der König fragte sie, lebhafter wie er vorher gewesen:

Was hat der Kronprinz zu Ihnen gesagt?

Nichts! erwiderte sie leise.

Da fuhr der König auf. Nichts? Das ist unmöglich! Er muß Ihnen gedankt haben für Ihre Pflege. Sagen Sie mir, Wilhelmine, was hat er gesagt?

Kein einziges Wort, Majestät.

In diesem Augenblick ward die Thür leise geöffnet und der hereintretende Kammerdiener meldete den Prinzen Heinrich und die Landgräfin von Hessen.

Ich will Niemand sehen! Niemand! rief der König heftig. Es greift mich an, es regt mich auf! Ich will Niemand sehen! Frau Gräfin Lichtenau, ich befehle Ihnen, in das Vorzimmer zu gehen und ihnen zu sagen, daß ich Niemand

mehr um mich sehen will, Niemand mehr empfangen will!

Getreu dem erhaltenen Befehl trat die Gräfin in das Vorzimmer hinaus, und meldete mit zitternder Stimme und niedergeschlagenen Augen den Befehl des Königs.

Der Prinz und die Prinzessin sahen sie nun an mit zornigen Blicken.

Das heißt, Madame, das ist Ihr Befehl und Ihr Wille! Sie wollen nicht, daß uns der König empfangen soll! Wir werden Ihnen das gedenken, seien Sie davon überzeugt!

Ohne einen Gruß wandten sie dieser den Rücken und gingen hinaus.

Die Gräfin kehrte leise zurück in das Krankenzimmer des Königs. Als man dann das donnernde Geräusch der abfahrenden Wagen hörte, da sprach sie leise zu sich selber:

Sie werden es mir gedenken, ich bin davon überzeugt.

Aber sie blieb doch an dem Krankenlager des Königs, blieb die ganze Nacht hindurch, und pflegte und wartete sein.

Beim Beginn des Morgens stieß der König auf einmal einen Schrei aus, und ein Strom

von Blut sprudelte aus seinem Munde. Die Gräfin, von Entsetzen ergriffen, sank ohnmächtig neben dem Lager nieder. Man trug sie hinaus und die Aerzte nahmen ihre Stelle ein an dem Krankenlager des Königs.

Die Gräfin von Lichtenau, von den vielen Nachtwachen und den Aufregungen erschöpft, zog sich nun in das Cavalierhaus neben dem Marmorpalais zurück, und bei dem König blieben jetzt nur noch die Leibärzte, einige Kammerdiener und im Vorzimmer der General von Bischofswerder, der nun nicht mehr einzutreten wagte in das Krankenzimmer, aber die Eingänge desselben mit aufmerksamen Blicken betrachtete, damit er der Erste wäre, welcher den Tod hereinschreiten sähe.

Als der König der Könige nun wirklich hereintrat in das Gemach des Königs von Preußen, da fand er ihn keuchend und allein auf seinem Lager; kein zärtliches Herz neben ihm, das in Schmerz um ihn schlug, keine liebende Hand, welche ihm die Augen zudrückte. Nur den Schrei, den Todesschrei hörte der Kämmerer Rietz im Vorzimmer, wo er bei einem Glase Wein sich eben erholte von den Anstren=

gungen der letzten Stunden. Und wie er eintrat in das Gemach, da lag der König mit weit geöffneten Augen todt auf seinem Lager. Das war am sechzehnten November 1797.

## 9.

## Der neue König.

Ein Courier jagte in vollem Galopp am Morgen die Straße von Potsdam nach Berlin hin. Wenig schien er geeignet für solchen Dienst; dieser Mann, der auf dem schäumenden Rosse saß, seine Gestalt, die eines Falstaff würdig gewesen wäre, machte das Roß, so stark und kräftig es auch gebaut war, doch schäumen und keuchen vor Anstrengung. Aber er trieb es mit den Sporen, mit der Peitsche vorwärts, immer vorwärts! Keinem durfte er es überlassen, diese wichtige Nachricht nach Berlin zu bringen, zu dem jungen Mann, der in dem kleinen, bescheidenen Hause, dem Zeughaus gegenüber, dieser Nachricht vielleicht mit hochklopfendem Herzen entgegen sah!

Der Courier mit der Falstaffgestalt, das war der General Bischofswerder. Kaum war aus dem Todesgemach in das Vorzimmer die Nachricht erschallt, daß der König soeben gestorben sei, als Bischofswerder hinausgestürzt war, sich auf das bereit stehende Roß geschwungen hatte, um nun selbst als der Courier die Trauerbotschaft nach Berlin zu tragen.

„Der König ist todt! Es lebe der König!"

Nur in Potsdam selbst hatte er einen Augenblick angehalten, hatte den Commandanten gerufen und ihm den Befehl ertheilt, die Eingänge zu dem neuen Garten und dem Marmorpalais zu besetzen. Dann war er weiter geritten, weiter im rastlosen Galopp. Der Erste wollte er sein, der Erste, welcher dem Kronprinzen die Nachricht brachte, daß der Tod, welcher jenen hinabgesenkt in die Gruft, diesen nun emportrage auf den Thron.

Heil dem Kronprinzen, Heil Friedrich Wilhelm dem Dritten!

Der Kronprinz aber saß in dem kleinen Eckzimmer neben seiner Gemahlin. Er hatte ihr eben die Scene des vergangenen Tages noch einmal geschildert mit traurigen und düsteren Worten. Seine Lippen hatten gebebt, als er

ihr berichtete, wie er zum König eingetreten, geführt von der Lichtenau. Er stockte, als er ihren Namen sagte, und Louise, welche es verstand, in den Zügen des geliebten Gatten zu lesen, Louise nahm seine Hände und drückte sie fest in den ihren.

Mein Freund, sie wird bald gestraft sein für Alles, was sie Dich hat leiden machen, denn mit dem Purpur des Königs wird auch ihr Glanz in den Staub sinken. Gott allein gebührt die Rache!

Nein, rief der Kronprinz heftig, nein, Louise, in diesem Falle ist es anders! Gott hat das Schwert der Gerechtigkeit und der Strafe in die Hände des Königs und des Sohnes gelegt, und ich will nicht mit einer weichherzigen Schwäche und einer gutmüthigen Engherzigkeit meine neue Lebensbahn antreten!

Mein theurer Friedrich, flüsterte Louise begütigend, es werden in Deinem Lande so viele Thränen zu trocknen sein, daß Dir hoffentlich keine Zeit übrig bleiben wird, um Thränen fließen zu machen!

Und die Thränen, welche meine Mutter seit so vielen Jahren weint? fragte der Kronprinz mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und die Schmerzen,

welche sie erduldet um dieser Person willen, und die Demüthigungen, welche ich erlitten um ihretwillen? Oh, Luise, an jenem schauerlichen Tage, als ich Dich, mein herziges, geliebtes Weib, in den glänzenden Festsälen dieser verruchten Person sah, da habe ich mir den Schwur wiederholt, den ich schon als Knabe geleistet, dereinst, wenn die Stunde gekommen, diese Person zu strafen für all' die Flüche und die Thränen, welche sie vergießen machte!

Sie wird genug gestraft werden, auch ohne Dich, mein Geliebter, sagte Louise, mit ihrem süßesten Lächeln zärtlich zu ihrem Gemahl aufschauend, welcher aufgesprungen war und mit heftigen Schritten auf und ab ging; sie wird es erkennen müssen, daß ihre erträumte Herrlichkeit nun zusammensinkt wie ein Kartenhaus, und daß von all' ihren Freunden ihr nicht einer übrig bleibt! Ueberlasse sie ihrem Schicksal, mein theurer Freund. Wer weiß, ob jetzt nicht die Stunde des Todes für Deinen Vater gekommen ist! Wir wollen sie nicht entweihen mit Gedanken der Rache, der Strafe!

Der Kronprinz eilte zu ihr hin und faßte ihre beiden Hände und schaute ihr tief in das erregte Angesicht.

Du hast recht, Louise, immer recht; ich will diese Gedanken in mir unterdrücken! Wer weiß, ob es nicht die Todesstunde ist für meinen armen, beklagenswerthen Vater! Oh, Louise, wenn Du gesehen hättest, was er litt, wie er rang mit seinen Schmerzen und seinem keuchenden Athem! Man muß so etwas gesehen haben, um eingedenk zu bleiben, daß der König nur ein beklagenswerther, schwacher Mensch ist, und daß er vor den Augen Gottes und des Todes nicht mehr ist als der geringste Bettler! Ich will das nie vergessen, Louise, und ich bitte Dich, daß Du, wenn die Stunde der Versuchung auch für mich gekommen, mich erinnern wollest an das Sterbebett meines Vaters! Ich —

Ein leises Klopfen an der Thür ertönte, und die Oberhofmeisterin von Voß erschien mit blasser, verstörter Miene auf der Schwelle derselben:

Der General von Bischofswerder!

Der Kronprinz sprang nach der Thüre hin, er winkte dem General, der keuchend von dem raschen Ritt an der Thür lehnte.

Eintreten, rasch eintreten, General! befahl der Kronprinz.

Die Oberhofmeisterin machte der kolossa-

len Gestalt Platz und trat zur Seite, und der General von Bischofswerder erschien nun auf der Schwelle der Thür.

Wie geht's in Potsdam? fragte der Kronprinz, und man hörte, wie sein Athem fieberhaft aus seiner Brust hervorkam. Wie geht's in Potsdam?

Der General schwieg und that ein paar Schritte hinein in das Gemach. Die Kronprinzessin hatte sich erhoben und war zu ihrem Gemahl herangetreten. Eine feierliche Pause trat ein, dann sagte der General mit ernster, lauter Stimme:

Gott segne Eure Majestät, den König Friedrich Wilhelm den Dritten!

Die Kronprinzessin stieß einen leisen Schrei aus, und ihrer innersten Bewegung folgend, schlang sie ihre beiden Arme um den Hals des Königs.

Gott segne Dich, mein liebster Friedrich, Gott habe Erbarmen mit uns Beiden, Erbarmen mit dem seligen Geiste Deines Vaters!

Und nun trat die Oberhofmeisterin mit feierlicher Würde heran.

Ich bringe den Majestäten meinen unterthänigsten Glückwunsch dar!

Der König richtete sich rasch empor. Es ist jetzt nicht Zeit zum Glückwünschen, ich bin noch nicht König, ich bin nur erst der Sohn meines Vaters, und ich will nach Potsdam, um Abschied zu nehmen von der Leiche meines Vaters! Anspannen, anspannen!

Majestät, sagte Bischofswerder sich tief verneigend, Majestät, ich ahnte Ihre Befehle und habe den Wagen vorfahren lassen.

Friedrich Wilhelm nickte ihm zu: Bin Ihnen dankbar für die erhaltene Nachricht und für Ihren Eifer, den Sie bewiesen, und ernenne Sie hiermit zum Ritter des Schwarzen Adlerordens!

Bischofswerder verneigte sich tief: Ich danke Eurer Majestät unterthänigst für die hohe Gnade und bitte, noch eine zweite hinzu zu fügen. Ich lege alle meine Aemter zu den Füßen Eurer Majestät nieder und bitte um Erlaubniß, mich zurückziehen zu können. Eure Majestät mögen die Gnade haben, Ihre Befehle zu dem Minister Haugwitz nach Potsdam und dem Neuen Garten zu senden!

Friedrich Wilhelm nickte. Soll geschehen! Ertheile Ihnen in Gnaden Ihre Entlassung.

Und als sich der General zurückgezogen und

auch die Oberhofmeisterin sich entfernt hatte, wandte sich Friedrich Wilhelm an seine Gemahlin und schlang seine Arme fest um ihren Nacken und küßte sie innig.

Louise, Du warst die Königin meines Herzens, jetzt sollst Du Königin meines ganzen Landes und aller meiner Unterthanen sein. Ich weiß, Du wirst Segen und Glück um Dich verbreiten, denn Dein Lächeln ist Sonnenschein und Dein Herz ist groß und lieblich wie die Güte Gottes! Du wirst für ganz Preußen die Königin sein, ich aber bitte Dich nur dies: bleibe für mich die Frau, die liebe Herzensfrau, und lasse mir in dieses Zimmer die Etiquette und die Königsmanieren nicht eindringen!

Louise lächelte unter Thränen und schaute selig zu ihm auf.

Und Du, mein Friedrich, bleibe für mich immer der zärtliche, nachsichtige, liebevolle Mann! Wir wollen uns Beide Mühe geben, da draußen vor der Welt und den Menschen unsere hohe Rolle, welche Gott uns aufgegeben, mit Würde durchzuführen. Aber hier, in unserem kleinen Paradies, da bist Du nicht der König, und ich nicht die Königin, da bin ich Deine liebe kleine Frau, und Du bist mein herziger theurer Mann!

So wollen wir's halten, Friedrich, und nichts Anderes soll hier eintreten, als unsere gegenseitige Liebe und die Liebe zu unseren theuren Kindern! Und nun gehe, mein theurer Freund, gehe nach Potsdam als der trauernde Sohn, kehre wieder als der edle, mannhafte König, gehe!

Während Friedrich Wilhelm dann nach Potsdam eilte mit seiner Mutter, lag die Gräfin Wilhelmine von Lichtenau, welche man, als sie ohnmächtig zusammen gesunken war, in ihre Wohnung in das Cavalierhaus getragen hatte, noch immer halb schlummernd, halb bewußtlos auf ihrem Lager. Die letzte schlaflose Nacht hatte sie vollkommen erschöpft, und diejenigen, welche mit ihr im Cavalierhause wohnten, ihre Mutter, ihre Gesellschafterin und ihr Vorleser, der Herr Dampmartin, wagten es nicht, sie aus dem Schlummer zu erwecken, um ihr die Nachrichten des Todes und des Unglücks mitzutheilen. Als sie aber jetzt die Augen aufschlug, da umstanden sie ihr Lager und schauten sie an mit traurigen Blicken. Sie sprang empor.

Was ist es mit dem König?

Niemand von ihnen antwortete.

Die Gräfin stürzte zum Fenster hin, und da

sah sie, wie sich mit langsamem Schritt die Garde mit ihren weißen Stiefeletten schweigend und lautlos nach dem Schlosse begab.

Sie wußte, was das zu bedeuten hatte; sie wußte, daß die Garde dahin zog, um den Leichnam des Königs zu bewachen.

Wilhelmine schrie laut auf und sank auf ihre Kniee nieder.

Der König ist todt, o Gott im Himmel, der König ist todt!

Dann sprang sie wieder empor und nach der Thüre hin.

Laßt mich, ich will zum König, ich will die Leiche des Königs sehen!

Sie hörte nicht auf die Worte, welche ihre Mutter sprach; sie stieß den Arm der Gesellschafterin energisch von sich; sie stürzte hinaus aus dem Gemach nach der Treppe hin. Aber da standen zwei Schildwachen mit geschultertem Gewehr, und wie die Gräfin, ohne sie zu gewahren, vorüber stürzen wollte, kreuzten sie die Gewehre.

Man passirt hier nicht!

Sie taumelte zurück. Was ist das? Was bedeutet das?

Und der Vorleser Dampmartin, der ihr ge-

folgt war, faßte sie am Arm und zog sie in das Zimmer zurück.

Gräfin, das bedeutet, daß der König Friedrich Wilhelm der Zweite todt ist, daß Sie sich gefaßt machen müssen auf die Tage des Unglücks; das Cavalierhaus ist besetzt, und Niemand darf hinaus!

Wer hat das befohlen? Wer? rief die Gräfin mit dem Zorn einer Tigerin, welche zum ersten Male fühlt, daß man ihre Freiheit eingeengt und ihr Ketten angelegt hat.

Das hat der junge König Friedrich Wilhelm der Dritte gethan. Er ist vor einer Stunde hier in Potsdam eingetroffen, und es ist sein erster Befehl gewesen, daß man das Cavalierhaus besetze und daß man Sie und uns Alle als Gefangene behandle.

Das ist empörend! schrie Wilhelmine verzweifelnd, und sie hob die Arme, als fühle sie die Ketten und wollte sie abstreifen von ihren Händen; dann mit einem Schrei der Wuth sank sie zusammen, zähneknirschend, um nach kurzer Ermattung wieder aufzuspringen und zu schreien nach ihren Freunden, ihren Dienern.

Wo sind sie Alle? Wo ist Haugwitz, mein treuer, ergebener Freund? Wo sind sie jetzt Alle,

die mir geschmeichelt, die mir ewige Treue geschworen haben?

Ja, wo waren sie jetzt Alle?

Der Minister von Haugwitz hatte sich sogleich in das Marmorpalais begeben, und da harrte er auf den Gnadenruf des jungen Königs. Und als Friedrich Wilhelm ihn zu sich bescheiden ließ, da neigte sich der Minister ehrfurchtsvoll und sprach wie sie Alle:

Hoch lebe Friedrich Wilhelm der Dritte! Heil dem König!

Der König nickte ihm zu. Dank Ihnen, Sie sind vertraut mit den Regierungsgeschäften, ich überlasse sie Ihnen, hoffe, daß Sie auch mir ein treuer, anhänglicher Diener sein werden!

Er betheuerte es mit lauten, enthusiastischen Worten: Ich will es Eurer Majestät beweisen, daß ich ein treuer, ergebener Diener bin. Ich halte es für nothwendig, daß man die Gräfin Lichtenau verhafte und ihre Papiere mit Beschlag belege, ich habe mich der Nothwendigkeit fügen und Vieles geschehen lassen müssen. Aber ich halte es für meine Schuldigkeit, Eurer Majestät zu vermelden, daß erst gestern der König der Gräfin Lichtenau eine halbe Million geschenkt hat, nicht aus seiner Privatkasse, sondern aus

den Mitteln des Staates. Es wird wohl nöthig sein, daß man diese Summe von der Gräfin Lichtenau zurückfordere!

Der König nickte und trat selbst in die Thür, um den Major von Zastrow zu rufen. Gehen Sie hinüber in's Cavalierhaus, nehmen Sie Herrn von Kleist mit, die Papiere der Gräfin Lichtenau sollen mit Beschlag belegt werden!

Wäre es nicht gut, bemerkte der Minister, wenn man in Berlin dasselbe thäte und Alles versiegeln und mit Arrest belegen ließe im Palais der Gräfin?

Der König nickte wieder und gab auch hierzu seine Ordre. Die Herren von Zastrow und von Kleist eilten hinüber in das Cavalierhaus und traten ein in das Zimmer, in welchem sich die Gräfin Lichtenau befand. Sie kam ihnen entgegen mit stolzer Ruhe, denn nun, da der erste Schreck vorüber war, hatte sie sich gesammelt zu ruhiger Entschlossenheit.

Man wird mir nichts anhaben können, man wird einsehen, daß es besser ist zu schweigen und die Vergangenheit ruhen zu lassen!

Sie lächelte höhnisch, als die beiden Officiere ihr ankündigten, daß es nothwendig sei, all' ihre Papiere und Werthsachen ihnen zu über=

geben, damit sie versiegelt und in Gewahrsam gebracht werden könnten.

Thun Sie das, meine Herren, ich bin nur ein armes schwaches Weib und habe keine Mittel, Ihnen zu widerstehen, versiegeln Sie Alles. Der König ist noch nicht erkaltet, der neue König denkt zuerst an mich, das ist eine große Ehre für mich!

Sie hatte das mit ruhiger Stimme gesagt; aber als sie dann hinaus gingen, um in allen Zimmern nachzuspüren und zu versiegeln, da schrie sie laut auf vor Zorn und Wuth, und ihre Hände ballten sich in einander. Die Maske der stolzen, lächelnden Gräfin fiel nun wieder von ihrem Angesicht, und das zornige, wilde Gesicht der Trompeterstochter schaute wieder hervor hinter derselben.

Nach einer Stunde kehrten sie zurück, die Herren von Zastrow und von Kleist, um auch in dem Zimmer, in welchem die Gräfin sich befand, Alles zu untersuchen und zu versiegeln. Sie schaute ihnen zu mit einem höhnischen Lächeln, dann aber auf einmal schrie sie laut auf. Es war ein Schrei der Freude, denn die Thür hatte sich geöffnet und der Minister von Haugwitz erschien in derselben.

Ah, mein Freund, Sie kommen, mich zu retten! Ich sehe es Ihnen an, Sie halten die geschworene Treue, ich danke Ihnen, daß Sie da sind! Und sie stürzte heran zu dem Eintretenden und reichte ihm beide Hände dar. Er aber nahm diese Hände nicht an, trat zurück und sah sie mit einem kalten, fremden Blick an, als kenne er sie gar nicht und verstehe sie gar nicht.

Ich komme im Namen Seiner Majestät des Königs, sagte er.

Bei dem Namen „König" rief sie heftig: Wie, mein lieber Freund, Sie bringen mir Botschaft vom verstorbenen König? Oh, sagen Sie, er hat also noch mein gedacht in der Todesstunde? Waren Sie bei ihm? Was sagte er? Bringen Sie mir seinen letzten Liebesgruß?

Ich bringe die Befehle Friedrich Wilhelm's des Dritten, meines gnädigen Herrn! sagte Haugwitz mit starker, fester Stimme.

Wilhelmine sah ihn an, und das Wort erstarb auf ihrer Lippe; scheu, als hätte sie soeben ein Gespenst gesehen, wich sie zurück, immer den starren Blick auf Haugwitz geheftet.

Seine Majestät hat mir befohlen, von Ihnen das Portrait der Königin-Mutter, welches diese Ihnen auf Befehl des hochseligen Königs gegeben,

zurück zu fordern, ich bin beauftragt, es in Empfang zu nehmen.

Wilhelmine nickte, und ein eisiges Lächeln glitt über ihre Züge, als sie die Hand in den Busen schob und das Portrait an der feinen goldenen Kette hervorzog. Ich hatte dem König versprechen müssen, es immer zu tragen, Sie sehen, ich habe mein Wort gehalten, besser gehalten, als Herr von Haugwitz; nehmen Sie das Portrait!

Sie hielt es in ihrer Hand fest, und Haugwitz mußte einige Schritte zu ihr heran thun, um es in Empfang zu nehmen; als er ihr nahe war, ließ sie das Portrait zu ihren Füßen niederfallen. Der Minister bückte sich, um es aufzuheben, und da tönte ein wildes Lachen von ihren Lippen.

Ah, der Herr Minister hat eben vor mir gekniet, wie er es sonst so oft gethan!

Er richtete sich wieder empor und blickte sie mit einem Blick des Hasses an.

Seine Majestät hat mir befohlen, daß ich Ihnen strengen Gewahrsam ankündige. Sie haben das Zimmer und das nächstanstoßende zu Ihrer Wohnung, und Sie werden allein in diesen bleiben, damit Sie Zeit haben, nachzudenken über

die Fragen, welche die Untersuchungsrichter Ihnen vorlegen werden.

Sie machte eine Bewegung wie eine Tigerin, welche auf ihren Feind hinstürzen will, um ihn zu zerfleischen; dann aber faßte sie sich.

Man will mich vor Untersuchungsrichter stellen? Man will mich anklagen?

Ja, Madame, wie es einer Staatsverbreche-rin geziemt, antwortete Haugwitz ruhig.

Man will mich von meiner Familie trennen?

Ich habe soeben der Madame Enke, Ihrer Mutter, sowie der Gesellschafterin Madame Chappui und dem österreichischen Spion, dem sogenannten Kammerherrn Saint-Choon, im Namen des Königs den Befehl ertheilt, sich sofort nach Berlin zu begeben. Man wird sie dort in Ihrem Palais so lange bewachen, bis die Untersuchung beendet ist.

Man wird mir erlauben, von meiner Mutter Abschied zu nehmen?

Haugwitz zuckte die Achseln. Es thut mir leid, Madame, sie sind schon von hier abgeführt worden und jetzt auf dem Wege nach Berlin.

Jetzt alle Besonnenheit und Fassung vergessend, stieß Wilhelmine einen lauten Schrei aus, stürzte zu Haugwitz hin, und ihre geballte

Faust fiel schwer und mächtig auf die Schulter des Ministers nieder.

Da haben Sie meinen Ritterschlag! schrie sie mit wuthbebenden Lippen. Ja, meinen Ritterschlag! Ich weihe Sie ein zum Ritter der Nichtswürdigkeit und Erbärmlichkeit! Gehen Sie, Herr Ritter, Sie werden dieser Würde Ehre machen!

Dann wandte sie sich ab und ging in das anstoßende Gemach, dessen Thür sie hinter sich zuschloß.

Haugwitz schaute ihr mit einem boshaften Lächeln nach. — Ja, ich werde dieser Stunde gedenken und diesem Ritterschlag Ehre machen, murmelte er vor sich hin, und kehrte dann in das Marmorpalais zu dem jungen König zurück, um ihm mit boshaften, und doch anscheinend ruhigen und parteilosen Worten die eben erlebte Scene zu schildern. — Es wird nöthig sein, Majestät, sie unter strenger Aufsicht zu halten, sagte er, denn sie weiß viel politische Geheimnisse und kennt manches gefährliche Staatsgeheimniß, das sie in ihrer Zorneswuth vielleicht an Jemand verrathen könnte, an Spione Oesterreichs, deren es leider am Hofe bis jetzt sehr viele gab.

Man soll diese Person in strengem Gewahrsam halten! befahl der König. Nicht im Cavalierhause! Da ist ein einsames Gartenhaus, entfernter von hier im Park, dahin soll man sie bringen und streng bewachen, Niemand zu ihr lassen!

---

## 10.

## Der erste Tag des jungen Königs.

---

Die Nachricht von dem Ableben des Königs hatte sich mit Windesschnelle in Potsdam und Berlin verbreitet, und als Friedrich Wilhelm, der junge König, dem die Garnison in Potsdam schon gehuldigt hatte, nun nach wenigen Stunden nach Berlin zurückkehrte, vernahm er schon in der Ferne das Donnern der Kanonen, und der Wind trug ihm das Läuten der Glocken entgegen, welche der Residenz meldeten: Der König ist todt! Es lebe der König!

Es lebe der König! jauchzten ihm die Menschen entgegen, die in dichten Massen auf den Straßen auf und nieder wogten. Es lebe der König Friedrich Wilhelm der Dritte!

Er hatte sich dicht in die Ecke des Wagens

zurück gelehnt, und es schauderte ihn bei diesen Rufen.

Keine Treue, keine Liebe im Herzen der Unterthanen, murmelte er vor sich hin. Haben meinen Vater den „Vielgeliebten" genannt, und kaum hat er die Augen geschlossen, da jauchzen sie mir entgegen.

Es lebe der König! Vivat Friedrich Wilhelm der Dritte.

Schön klang es doch, und große Gedanken und tiefe Rührung regte es doch auf in dem Herzen des jungen Königs. Diese Rührung glänzte noch auf seinem Angesicht, als er eintrat in das Gemach, in welchem seine geliebte Gemahlin, jetzt die Königin Louise, ihm entgegen trat.

Die Kanonen donnerten noch fort, die Glocken läuteten, und unten vor dem kleinen Palais hatte sich eine unabsehbare Menschenmasse versammelt und donnerte zu den Fenstern hinauf: Es lebe der König! Es lebe die Königin!

Oh Friedrich, rief Louise mit Thränen des Entzückens in den Augen, wie herrlich das klingt, welche Musik ist das, und wie tief ergreift sie mein Herz und meine Seele! Nimm meine Hand, Friedrich, und nimm den Schwur, den ich

meinem König darbringe: lieben will ich meinen Friedrich, treu will ich sein meinem König, zärtlich will ich sein dem Geliebten und König, und eine gute Mutter will ich sein nicht blos meinen Kindern, sondern auch dem Volk, das da unten voll zärtlicher Liebe und Hoffnung seine Jubelrufe Dir entgegen bringt, dem jungen König, von welchem sie Glück und Frieden erwarten.

Es lebe der König! Es lebe Friedrich! rief es jetzt eben wieder zu den Fenstern herauf, daß die Scheiben klirrten und dröhnten.

Der König hatte es vernommen und schüttelte jetzt lebhaft den Kopf. Ich heiße nicht Friedrich! Will nicht Friedrich heißen! Es ist mir unerreichbar, ein Friedrich zu sein! Friedrich Wilhelm sollen sie mich nennen. *)

Er rief aus dem Nebengemach, in welchem alle Hofchargen versammelt waren und des königlichen Winkes harrten, den Oberhofmarschall herbei und beauftragte ihn, es überall verkünden zu lassen: Der neue König heißt nicht Friedrich! Friedrich Wilhelm der Dritte! nicht Friedrich!

Jetzt trat die Oberhofmeisterin von Voß herein, strahlend vor Entzücken, denn nun end-

*) Des Königs eigene Worte.

lich war der große Moment gekommen, wo sie einem glänzenden Hofhalte vorzustehen hatte. Dieses Privatleben der kronprinzlichen Herrschaften hatte nun ein Ende. Sie konnte nun ihre große Charge als Oberhofmeisterin der Königin beginnen, und der Tag war angebrochen, auf den sie schon so lange gehofft hatte. Mit tiefen Verbeugungen, dreimal sie wiederholend, näherte sie sich dem königlichen Paar, das lächelnd Hand in Hand sie begrüßte.

Was giebt es, meine liebe Oberhofmeisterin? fragte die Königin lächelnd.

Eure Majestät, erwiderte die hohe Vertreterin der Etiquette und des Ceremoniells, ich unterstehe mich nur anzufragen, wann Eure Majestät die Gnade haben wollen, den Hofstaat zu empfangen? und ich erlaube mir die unterthänigste Bemerkung, ob nicht derselbe in dem königlichen Residenzschlosse empfangen werden soll?

Die Königin wandte fragend das Auge auf ihren Gemahl hin. In dem königlichen Residenzschlosse? wiederholte sie. Was sagst Du dazu, mein theurer Gemahl?

Die Gräfin von Voß zuckte zusammen und blickte mit einem strafenden Ausdruck auf die Königin hin. Majestät, ich unterstehe mich, eine

einzige Bemerkung zu machen; es ist meine Pflicht als Oberhofmeisterin, welche damit beauftragt ist, die Etiquette zu beobachten und zu regeln.

Nun, lächelte Louise, haben wir uns schon wieder gegen die Etiquette vergangen, meine liebe Gräfin?

Ich erlaube mir nur zu bemerken, erwiderte die Gräfin würdevoll, daß es ganz unthunlich und gegen alle Etiquette ist, wenn Eure königliche Majestät in Gegenwart irgend eines Menschen Seine Majestät den König mit „Du" anreden. Ich darf mich nicht unterstehen, zu bitten, daß diese vertrauliche Benennung der gewöhnlichen Menschen nicht im intimsten Privatverkehr stattfindet; aber es ist mein Recht als Oberhofmeisterin, darauf aufmerksam zu machen, daß es gegen alle Etiquette und gegen alles Ceremoniell ist, daß sich der König und die Königin mit dem vulgären „Du" vor anderen Menschen benennen.

Wieder blickte die Königin fragend zu ihrem Gemahl auf.

Der nickte ihr zu und sagte: Gieb Du ihr Antwort, gerade wie Dir's um's Herz ist, Louise.

Die Königin wandte sich der Oberhofmeisterin

zu. Meine liebe, theure Gräfin, sagte sie, erlauben Sie mir eine einzige Frage: wenn Sie zu Gott sprechen, zu ihm, dem wir vertrauen, den wir lieben und verehren über Alles auf Erden, nennen Sie ihn dann auch „Sie?"

Die Oberhofmeisterin stutzte und ließ dann nach einer Pause ein gedehntes einsilbiges „Nein, Majestät" vernehmen.

Die Königin neigte sanft ihr Haupt. Nun denn, meine liebe Oberhofmeisterin, nächst Gott im Himmel liebe und verehre ich kein menschliches Wesen so hoch wie meinen Gemahl. Er ist für mich der Vertreter Gottes auf Erden, er ist mein Papst, mein König, mein Herr und mein Geliebter! Und in allen diesen Eigenschaften müssen Sie mir schon erlauben, daß ich ihn anrede mit dem Wort, mit welchem ich zu Gott spreche, mit dem traulichen, kindlichen und zärtlichen „Du".

Der König legte sanft seine Hand auf die Schulter seiner Gemahlin. Du hast mir aus dem Herzen gesprochen, Louise, und Alles, was Du gesagt hast, das wende ich auch auf mich an, als hätte ich es gesagt. Und das ist meine Antwort, liebe Oberhofmeisterin. Sie werden es sich schon gefallen lassen müssen, daß der König

und die Königin von Preußen sich anreden mit dem schönen deutschen „Du".

Der Wille Eurer Majestät ist Befehl hier, sagte die Oberhofmeisterin feierlich, sich tief verneigend, aber in meiner Eigenschaft als Vorsteherin des Ceremoniells und des Hofes muß ich noch eine andere Frage wagen: wollen die Majestäten auch darin die Gewohnheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin fortsetzen, daß Sie die vulgäre und gemeine Sprache des Volkes, daß Sie die deutsche Sprache zur Hofsprache erheben?

Wie denn, zur Hofsprache? fragte der König lächelnd.

Ich meine Majestät: ob man am Hofe ungenirt sich erlauben darf, deutsch zu sprechen, und ob die Majestäten dazu die Erlaubniß geben wollen, indem sie selber deutsch reden. Ich halte einen solchen Fall allerdings nicht für möglich, und er wäre unerhört in der Geschichte aller deutschen Höfe. Aber da jetzt so Vieles geändert wird und das Ceremoniell so manche traurige Neuerung erfährt, so muß ich auch hierin um Instructionen bitten. Es ist, seitdem die kronprinzlichen Herrschaften in ihrem Familienkreise deutsch sprechen, leider die Unsitte einge-

rissen, daß auch der Hofhalt sich zuweilen erlaubt, in deutscher Sprache mit einander zu reden, und deshalb frage ich an, wie es damit gehalten werden soll? Die französische Sprache ist bis jetzt die Sprache der gebildeten Welt und vor allen Dingen die der Höfe gewesen.

Und das ist eine Unsitte gewesen, Frau Oberhofmeisterin! sagte der König lebhaft. Wir wollen diese Unsitte nicht länger dulden! Die deutsche Sprache ist unsere Muttersprache, und die dürfen wir nicht mißachten, sondern müssen sie hochhalten! Es soll an unserem Hofe deutsch gesprochen werden!

Die Oberhofmeisterin seufzte tief auf, und man sah, wie der Schrecken ihr durch alle Glieder zuckte. Und wann, fragte sie nun mit bebender Stimme, wann, wenn ich mich unterstehen darf, zu fragen, werden Ihre Majestäten den Hof in großer Cour empfangen? Und wann soll die Uebersiedelung in das Residenzschloß stattfinden?

Meine liebe Oberhofmeisterin, sagte die Königin, lebhaft und freundlich ihr zunickend, ich weiß, daß ich Ihnen wieder einen Schmerz bereite, aber ich kann nicht anders. Ich glaube, wir werden gar nicht in das Residenzschloß über=

siedeln; und was die große Cour anbetrifft, so muß die doch warten bis nach der Beerdigung des hochseligen Königs, wenn sie überhaupt stattfinden muß.

Eure Majestät wollen nicht in das Residenzschloß übersiedeln? Sie wollen in diesem kleinen Hause bleiben? fragte die Oberhofmeisterin, ganz entsetzt sich aufrichtend und in diesem Moment selber ein wenig der Etiquette vergessend.

Ja, meine liebe Gräfin von Voß, sagte der König. Wir haben uns darüber besprochen, meine Frau und ich, und wir sind der Meinung, daß Alles bleiben soll, wie bisher. Haben wir bis jetzt in diesem kleinen Hause Platz genug gehabt mit unseren Kindern, so werden wir ihn auch wohl ferner haben. Ich bin eben nicht reich, und der König und die Königin müssen sich schon bequemen, mit dem Einkommen des Kronprinzen und der Kronprinzessin weiter zu leben.*) Aber es versteht sich von selbst, fuhr er lächelnd fort, daß wir uns dennoch bequemen müssen, der Etiquette und dem Ceremoniell unsere Opfer darzubringen, und die großen Couren sollen im königlichen Residenzschlosse abgehalten werden.

---

*) Des Königs eigene Worte.

Dafür haben Sie zu sorgen, meine liebe Oberhofmeisterin, und Sie werden sich mit Ihrer Majestät berathen, wann die erste große Cour stattfinden soll, die Sie natürlich zu arrangiren haben.

Das war etwas Balsam auf die tiefen Wunden der Oberhofmeisterin, und die düsteren Wolken wichen ein wenig von ihrer Stirn. Mit fast bittendem Tone fragte sie dann die Königin: ob sie nicht mindestens jetzt sogleich den engeren Hofstaat empfangen und die Huldigungen desselben entgegen nehmen wollte?

Die Königin nickte Gewährung und begab sich in ihren kleinen Empfangssaal, während der König sich nun in sein Arbeitscabinet zurück zog. Als Kronprinz hatte er es verlassen, als König kehrte er jetzt in dasselbe zurück.

Das Donnern der Kanonen und das Glockenläuten war jetzt verstummt, und auch das Volk, da es sah, daß der König und die Königin seinem Rufe nicht folgten und nicht auf dem Balcon erschienen, hatte sich zerstreut, und es war nun einsam und still draußen auf der Straße. Diese Stille that dem jungen König wohl. Er setzte sich nieder auf den Lederstuhl, der vor seinem Schreibtisch stand. Wie leer war dieser

Tisch heute, und welch eine Fülle von wichtigen Actenstücken wird wohl schon morgen darauf liegen? Welch ein Unterschied zwischen diesem einfachen Tisch des Kronprinzen, wie er noch heute gewesen, und dem gewichtigen Schreibtisch des Königs, der er von dieser Stunde an ist! Da werden sie kommen, die Regierungsrescripte, die Gesetzesvorlagen, die Friedens- und Kriegsschlüsse, die Bittschriften und die Anklagen, die Begnadigungen und die Todesurtheile. Oh, gebe mir Gott, daß ich nicht genöthigt bin, viele Todesurtheile zu unterzeichnen, bewahre er mein Volk vor Verbrechen und vor Sünde! Oh, gebe mir Gott, daß ich recht viele Begnadigungen zu unterzeichnen habe, daß die Anklage recht oft eine ungerechte sei und daß die Unschuld erkannt werde! Gebe es Gott! Oh, gebe es Gott, daß ich niemals den Aufruf zum Krieg zu unterzeichnen und daß meine Feder nur Friedensschlüsse zu sanctioniren habe! Ja, Friede! Das ist das Gebet, was ich zu Dir emporrichte, Gott! Friede mit meinem Herzen, mit meinem Gewissen, mit meinem Volk und mit Gott! Der Krieg ist ein grausames Uebel! das habe ich gesehen in dem Feldzug gegen die Franzosen, und da habe ich es mir geschworen, so lange ich es kann, will ich

den Krieg vermeiden. Gieb mir Deinen Segen dazu, Gott! Es giebt freilich in meiner Umgebung Manche, die mich drängen werden zum Krieg, und da sind die Parteien, welche an mir zerren werden, hierhin und dorthin. Gieb mir dann, o Gott, daß ich keiner Partei Gewalt über mich gebe. Aber ich bin freilich noch ein so junger und unerfahrener Mann, und ich fürchte, wenig der hohen und schweren Stellung gewachsen zu sein, die ich einzunehmen habe. Ich möchte so gern ein guter, und meinem Volk ein nützlicher Herrscher sein. Aber ich bin noch so jung und ich bin allein. Wo finde ich einen Freund, einen Rathgeber, der mir zur Seite stehen kann, der mir immer die Wahrheit sagen will? Wo finde ich ihn?

Und auf einmal leuchtete es auf in dem Antlitz des jungen Königs, und er sagte laut zu sich selber:

Köckeritz! Köckeritz ist der Freund, dessen ich bedarf.

Er erhob sich lebhaft von seinem Sitz, eilte nach der Thür des Vorzimmers und öffnete sie.

Oberst von Köckeritz da?

Majestät, hier bin ich, zu Befehl! sagte die frische und fröhliche Stimme des Oberst von

Köckeritz, der eben das große Gemach durcheilte und sich dem König darstellte.

Treten Sie ein! Habe mit Ihnen zu reden, Köckeritz, sagte der König lebhaft.

Und als der Oberst, seinem Befehle folgend, in das königliche Cabinet eingetreten war, ging der König selber zur Thür und schloß sie hinter ihm ab.

Ich will mit Ihnen reden, Köckeritz, allein und ungestört.

Vor allen Dingen, sagte der Oberst, und eine tiefe Rührung sprach aus seinem gutmüthigen, freundlichen Gesicht, vor allen Dingen bitte ich Eure Majestät, nehmen Sie meine wahren und innigen Glückwünsche zu Ihrer Erhebung entgegen. Es werden Ihnen das viele Menschen jetzt sagen, und Jeder mit schöneren Worten, als ich es kann, aber herzlicher und zärtlicher als ich es meine, Majestät, kann's auf Erden Niemand meinen, und recht wie ein Gebet tönt es aus meinem Herzen: Gott segne meinen jungen König!

Friedrich Wilhelm reichte ihm seine beiden Hände dar, und er sah die Thränen, die in den Augen des alten Mannes glänzten.

Ich danke Ihnen, Köckeritz, sagte er, und ich will Ihnen jetzt beweisen, daß ich an die Auf-

richtigkeit Ihrer Liebe glaube. Ich will Ihnen vertrauen, Köckeritz, wie ich keinem Menschen auf Erden vertraue. Ich kenne Sie nun seit langen Jahren, ich habe Sie in den letzten Jahren täglich gesehen und beobachtet, und soll ich Ihnen sagen, warum ich Sie beobachtet habe? Weil ich wissen wollte, ob sie Derjenige wären, welcher mir dem König dereinst würde rathend und helfend zur Seite stehen können. Und ich habe erkannt, daß Sie es können. Sie haben eine richtige Beurtheilung, einen natürlichen Verstand, einen festen Charakter und sind von der erprobtesten Rechtschaffenheit. Ja, Sie können mir gute Dienste leisten, und ich frage Sie nun, Köckeritz: wollen Sie das?

Ich will alles das thun, Majestät, wozu Ihre Güte und Ihre Gnade mich bestimmt, sagte der Oberst mit fester Stimme.

Der König nickte. Ich setze mein ganzes Vertrauen auf Sie. Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch zu wenig kennt, um sich auf sich selbst verlassen zu können, und es giebt so viele unredliche Menschen, von denen man leicht hintergangen werden kann. Darum muß einem so jungen Menschen, wie ich bin, jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint ist, willkommen sein.

Diesen guten Rath erwarte ich von Ihnen, Kökeritz, und ich bitte Sie, bleiben Sie mein Freund, sowie Sie es bis jetzt gewesen sind. Verändern Sie nicht Ihre Art zu denken, und seien Sie überzeugt, daß ich immer derselbe sein werde, der ich bis jetzt war, mag sich auch mein Titel verändern, wie er will! Hören Sie, Köke-ritz, ich bitte Sie, bleiben Sie mein Freund.

Und wie er dem Obersten mit einem innigen und fast flehenden Blick die Hand reichte, war dieser, von tiefer Rührung ergriffen, keiner Antwort fähig. Er nahm die dargereichte Hand in die seine und wollte sich über dieselbe beugen, um sie zu küssen.

Aber der König zog sie rasch zurück. Nicht so, Kökeritz! Mann gegen Mann stehen wir einander gegenüber, und Sie sind hier der ältere Mann und ich der Schüler, der von Ihnen lernen will.

Ach! rief Kökeritz seufzend, ach, ich wollte, ich wäre nicht blos ein guter Mann, sondern der weiseste Mann auf Erden, um dem Vertrauen Ehre zu machen, welches mein junger gnädiger und prächtiger König in mich setzt! Aber ich bin leider kein weiser und gelehrter Mann.

Sie sind ein guter Mann, sagte der König,

und das gilt mehr als alle Gelehrsamkeit! Ich brauche einen Freund und einen Rathgeber! Ich brauche einen Mann, der mir die Wahrheit sagt! Und nun frage ich Sie, Köferitz: wollen Sie mir immer die Wahrheit sagen? Wollen Sie mir versprechen, sonder Menschenfurcht immer so zu mir zu sprechen, als ob ich immer noch der junge arme Kronprinz, und Sie mein beigegebener Rathgeber und beinahe mein Gouverneur wären? Wollen Sie das?

Ob ich Rathgeber sein kann in allen Dingen, Majestät, das weiß ich nicht! Aber ein Freund, der die Wahrheit sagt zu allen Zeiten und ohne Schminke und ohne Scheu, das verspreche ich Eurer Majestät, das will ich immer sein!

Oh, rief der König lebhaft, thun Sie das, sprechen Sie immer zu mir die Wahrheit ohne Schminke und ohne Scheu. Aber ich bitte Sie auch: lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde, noch durch Eigennutz jemals verblenden; lassen Sie sich nicht durch falsche Ausreden und durch unrichtige Vorspiegelungen überlisten; meiden Sie die Parteien und handeln Sie stets nach Ihrer inneren Ueberzeugung, nach Pflicht und Gewissen! Schwören Sie mir das, Köferitz!

Der Oberst reichte dem König die Hand dar, und der drückte sie fest in der seinen.

Ich schwöre das, Majestät!

Sie kennen die Menschen, fuhr der König fort, kennen sie besser als ich. Ich habe Sie geprüft und beobachtet und weiß das. Niemand irrt sich mehr in der Beurtheilung der Menschen als ein Fürst. Und das ist ganz natürlich; denn Jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst im besten Lichte darzustellen, seine Höcker und Fehler zu verbergen und im Angesicht des Fürsten immer anders zu erscheinen, als er wirklich ist, und zwar so, wie er seine Absichten am besten glaubt erreichen zu können. Wir Fürsten haben auch unsere Launen und Neigungen, und die gewitzten Menschenkinder kennen sie und spüren ihnen nach und formen danach ihre Maske. Ich erwarte von Ihnen, Kökeritz, daß Sie mich allemal darauf aufmerksam machen wollen, wenn Einer mit einer Maske zu mir herantritt, und wenn er sich gerade stellen sollte, mir seine Höcker zu zeigen. Ich erwarte aber auch, daß Sie nicht blos die Falschen vor mir entlarven, sondern mich auch auf die Guten aufmerksam machen und mir diejenigen Männer bezeichnen, welche

treu dem Staat und ihrem König dienen. Wollen Sie das, Kökeritz?

Ich will es nach bester Einsicht und Erkenntniß thun! erwiderte Kökeritz feierlich. Und Eure Majestät sollen gewiß mit der Redlichkeit meiner Absichten wenigstens zufrieden sein. Ich will alles das, was Eure Majestät mir da gesagt haben und von mir fordern, so viel ich vermag, vollbringen!

Oh, sagte der König lächelnd, wir sind noch nicht zu Ende, mein lieber Kökeritz. Ich habe über das, was ich Ihnen jetzt sage, seit der Krankheit des Königs viel nachgedacht, und was ich Ihnen jetzt Alles mittheile, ist kein augenblicklicher Einfall, sondern das Resultat langer Ueberlegungen. Ich komme nun zu dem wichtigsten Gegenstand meiner Mittheilungen: die Finanzen des Staates sind zerrüttet, und um die Ordnung wieder herzustellen, will ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner hierher rufen und eine Commission niedersetzen, welche Alles durchgehen und prüfen soll, und dann die Mittel zur Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen hat. Diese Commission soll mir dann Mittheilung machen, und ich will selbst untersuchen und

dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einführen. Bei dieser Commission ist es von der größten Wichtigkeit, daß bei den Mitgliedern derselben die beste Einigkeit herrsche, daß sich keine Parteilichkeit hinein mische, daß einzig und allein das Wohl des Staates sie leite, und daß der Zweck ihrer Zusammenberufung ihnen beständig vor Augen bleibe. Dazu ist eine Mittelsperson nothwendig, welche die oft widerstrebenden Elemente wieder versöhnt. Und zu dieser Mittelsperson halte ich Sie für am meisten geeignet, mein lieber Kökeritz. Sie besitzen den Charakter und den Humor, der dazu erforderlich ist, und ich will Ihnen nur sagen, was Sie zu thun haben: bei allen Conferenzen werden Sie zugegen sein, um als Zeuge der Verhandlungen mir kurz darüber rapportiren zu können. Sie kennen meine Denkungsart und werden gewissermaßen bei den Conferenzen meine Person zu vertreten haben. Wenn Uneinigkeit, Haß oder Capricen entstehen, so sind Sie berechtigt, in meinem Namen die Herren auf den Zweck ihrer Zusammenkunft zurück zu führen und mit ihrem richtigen, geraden Verstand, Ihrer guten Beurtheilung und Kaltblütigkeit wieder Alles in das gehörige Geleise zu bringen.

Ach, Majestät, seufzte Köckeritz, das ist ein Amt, von dem ich glaube, daß es über meine Kräfte geht. Eine Mittelsperson zwischen den gelehrten Herren und den großen Staatsmännern zu sein, das verstehe ich nicht, fürchte ich.

Und ich weiß, daß Sie es verstehen, sagte der König lächelnd. Bleiben Sie nur der redliche, biedere und treue Mann, der Sie bisher waren, und halten Sie Ihre Augen, Ihre Ohren und Ihr Gewissen offen, das ist die Hauptsache. Ich übertrage Ihnen schwere und große Pflichten, aber ich versichere Sie auch meiner Dankbarkeit und Erkenntlichkeit, und Sie werden außerdem meinem Staate und meinem Lande wichtige Dienste leisten und sich nützlich machen für alle meine Unterthanen. Sie wissen nun, Köckeritz, was ich von Ihnen fordere. Sie sollen mit einem Wort mein Rathgeber, mein Freund, mein zweites Gewissen sein! Wollen Sie das?

Er reichte wieder dem Obersten die Hand dar und sah ihn fest an. Die Augen der beiden Männer begegneten sich in einem langen, tiefen Blick. Der Oberst sah in dem edlen Antlitz des jungen Königs seine tiefe Erregtheit, seine reine, schüchterne Seele. Der König sah in dem Antlitz des Obersten sein tapferes Wollen, sein

redliches Gemüth. Beide verstanden sich und schauten sich einander tief auf den Grund der Seele.

Ja, Majestät! Ich will es, ich will Alles thun, was Sie von mir fordern! Und möge Gott uns Beiden Kraft geben, daß wir Beide das vollbringen, was Majestät jetzt von uns Beiden fordern: Sie, daß Sie immer die Wahrheit hören; ich, daß ich sie immer spreche!

Amen! sagte der König.

Amen! erwiderte der Oberst, nicht mit der Ehrfurcht des Höflings gegen den König, sondern mit dem ernsten Ausdruck eines Mannes dem Manne gegenüber.

So, sagte der König aufathmend, und jetzt ist mir leicht und stark und fest zu Muthe, und ich will nun, um der lästigen Pflicht der Etiquette zu genügen, mit dem Empfang meiner Beamten beginnen. Gehen Sie, Köckeritz, und lassen Sie die Herren zu mir eintreten.

Inzwischen waren die Prinzen und Prinzessinnen gekommen, um den König und die Königin zu begrüßen. Nicht wie sonst waren sie ohne Weiteres in die Familienzimmer eingetreten, sondern in dem großen Empfangssaal hatten sie sich versammelt, und der Kammerherr erschien

bei den Majestäten, um die königliche Familie anzumelden.

Friedrich Wilhelm eilte nach dem Saal hin. Der Kammerherr flog ihm voraus und riß jetzt die beiden Flügelthüren weit auf, um den König passiren zu lassen.

Friedrich Wilhelm blieb lächelnd neben der Thür stehen und sah ihn an.

Haben doch sonst nur immer die Hälfte der Thür aufgemacht, sagte er. Bin ich denn seit heute Morgen so viel dicker geworden?*)

Dann schritt er in den Saal hinein, um seine Brüder und Schwestern, seine Cousins und Cousinen zu begrüßen. Sie neigten sich Alle tief bis zur Erde vor ihm, und aus vollem Chor ertönte es: Wir gratuliren Eurer Majestät!

Ein schmerzliches Zucken ging über das Angesicht des Königs hin, und er schüttelte lebhaft den Kopf.

Was? sagte er, habt Ihr Euch auch schon so verändert? Bin ich nicht mehr Euer Bruder, Euer Freund, Euer Verwandter? Nehmt doch nicht solche Manieren hier an; wir bleiben doch immer wer wir sind: ich bin nichts weiter

*) Des Königs eigene Worte.

als Euer Bruder und Euer Freund, und damit basta! Laßt hier die Majestät weg!

Und da sprangen sie zu ihm hin die Brüder und Schwestern, die Cousins und die Cousinen, und umhalsten und umschlangen die schöne, edle Gestalt des jungen Königs, und weinten an seinem Halse um den hingeschiedenen Vater, und lächelten unter Thränen: Glück und Heil unserem geliebten König! unserem edlen, theuern Friedrich Wilhelm!

Ende des zweiten Bandes.



Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

**Berlepsch, A. H.,** Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldschnitt 4⅔ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

**Berlepsch, H. A.,** Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

**Bibra, Ernst Freiherr von,** Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

**Bibra, Ernst Freiherr von,** Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

**Bibra, Ernst Freiherr von,** Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

**Bibra, Ernst Freiherr von,** Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

**Bibra, Ernst Freiherr von,** Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

**Bibra, Ernst Freiherr von,** Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3½ Thlr.

**Bibra, Ernst Freiherr von,** Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

**Brachvogel, A. E.,** Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

**Brachvogel, A. E.,** Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band 1½ Thlr.

**Brachvogel, A. E.,** Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.